

BERGISCHES FREILICHT *BLICK* MUSEUM



Ausgrabungen in Steinscheid

Die Herren von Heiligenhoven gingen,
und Hitler wäre beinahe gekommen . . .

Geheimnisse aus Bergischen
Küchen: „Eierkäse“

Heft **3**

FREILICHTBLICK

- eine Zeitschrift, die ...

- * regelmäßig über die Entwicklungen im BERGISCHEN FREILICHTMUSEUM LINDLAR berichtet
- * Arbeit und Alltagsleben der bäuerlich-handwerklichen Kultur schildert
- * den ökologischen Schwerpunkt des Museums „beleuchtet“
- * die Mitarbeiter vorstellt
- * auf Veranstaltungen des Fördervereins hinweist und einlädt
- * Beiträge zur Geschichte der Region liefert
- * Rezepte aus dem Bergischen vorstellt
- * mundartliche Beiträge gerne annimmt
- * Leserbriefe und -beiträge veröffentlicht

Heft 3
Juni 1992

herausgegeben vom
VEREIN DER FREUNDE UND
FÖRDERER DES BERGISCHEN
FREILICHTMUSEUMS LINDLAR,
Borromäusstr. 1, 5253 Lindlar 1

IMPRESSUM

Redaktion: Martin Becker (BE),
Dr. Jan Carstensen (CA),
Franz Rudolf Menne (FRM),
Robert Wagner (WA)

Bildredaktion: Monika Vater (MV)

Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Jürgen Dreiner (JD), Thomas Gerst,
Anja Grünhage, Hans Haas, Erhard Nagel,
Hans-Jürgen Neidhardt, Mirjam Nemitz
Angela von Rennenberg, Friedel Schmal,
Dr. Norbert Schöndeling, Johannes Serban,
Roswitha Thomas, Johann Tinnes,
Brigitte Trilling-Migielski, Dieter Wenig

Titelgestaltung:
BAU-ART H. Killemann, Köln

Titelfoto: Freilegung der Mauerreste vom
Komplex I, Haus I, nordwestlich des Hofes
Peters (Tinnes)

ViSdP Robert Wagner

Druck: Druckerei Braun, Lindlar

Umschlag: 100% Altpapier · Einlage: chlor-
freies Papier

INHALT

Vorwort	5
DER WEILER STEINSCHIED	
Ein Tal wird Museum	6
Was ist ein Weiler?	8
Die historische Entwicklung des Weilers Steinscheid	9
Ausgrabungen in Steinscheid	14
Ökologische Bereicherungen - Die Aufgabe der Ökologie im Freilichtmuseum	21
Bauhistorische Entwicklung - Hof Peters	26
Zum Denkmalwert von Hof Peters	28
„En Faß Kappes und 6 Zentner Eäpel“	31
Ein Nachlaßverzeichnis aus dem Jahr 1812	34
Das Porträt	
„Mit der Fünffelderwirtschaft gegen Krankheiten bei Pflanzen“ Landwirtschaftsmeisterin Hilde Hocks	37
Vieler Hände Arbeit - Zum Wiederaufbau einer Scheune aus Much-Reinshagen	40
„Steinreich“ war nur der Berg	46
Aus dem Jahresprogramm 1992	49
„ . . . roch man gleich die Armut“	50
Vom Flachs zum Leinen	54
Die Herren von Heiligenhoven gingen, und Hitler wäre beinahe gekommen . . .	57
Blick über die Grenzen: „Beamish-Open Air Museum“	68
Rückblick	70
Der Computer führt durchs Museum . . .	72
„Eierkäse“ - ein altes bergisches Rezept	75
Leserbriefe	76

nach Redaktionsschluß

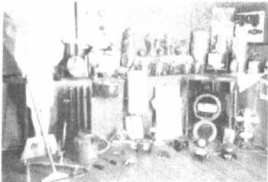
Das 100. Mitglied

Einen raschen Mitgliederzuwachs verzeichnet der Verein der Freunde und Förderer des BERGISCHEN FREILICHTMUSEUMS LINDLAR seit dem vergangenen Jahr: Waren es in den ersten drei Jahren seit Bestehen des Vereins 65 Interessenten, die dem Verein beitraten, so erhöhte sich die Mitgliederzahl innerhalb der letzten 12 Monate auf 106. Den 100. Aufnahmeantrag erhielt der Vorstand im April dieses Jahres von einem nicht unbekanntem Lindlarer Bürger, von Hermann Lob aus Remshagen. Als Glückwunsch erhielt nun das „Jubiläumsmitglied“ alle bisherigen Veröffentlichungen von Museum und Förderverein.



Der erste Strom

Geschichtslehrer erforschen die Anfänge der Elektrizitätsversorgung im Oberbergischen



1

MATERIALIEN

LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND

Bergisches Freilichtmuseum für Ökologie und bäuerlich-handwerkliche Kultur

In der Reihe „MATERIALIEN“ des BERGISCHEN FREILICHTMUSEUMS LINDLAR hat der Landschaftsverband Rheinland im April dieses Jahres den 1. Band herausgebracht: „DER ERSTE STROM“.

Neben einer Einführung zu Möglichkeiten der „Geschichtsforschung vor Ort“ enthält der Band ausführliche Darstellungen zum ehemaligen Kreiselektrizitätswerk sowie zur Entwicklung der Stromversorgung im alten Kreis Waldbröl und in den Städten und Gemeinden Radevormwald, Morsbach, Bergneustadt, Gummersbach, Lindlar, Engelskirchen und Wipperfürth. Auch das Rheinische Industriemuseum - Außenstelle Engelskirchen kommt zu Wort. Bestimmt wurde die Auswahl der Städte und Gemeinden durch die Herkunft der Autoren, sämtlich Geschichtslehrer an oberbergischen Hauptschulen. Geleitet und begleitet wurde die „Forschung“ durch das Bergische Freilichtmuseum Lindlar.

Das 184 Seiten starke Buch enthält 92 Abbildungen mit historischen Fotos aus dem gesamten Kreisgebiet.
(Im Buchhandel 15,— DM)

Vorwort

Um es gleich zu sagen: Es zeigt sich immer mehr, welche Chance das Bergische Freilichtmuseum in Lindlar für die kulturelle Entwicklung im Bergischen Land darstellt. Dazu zählt auch FREILICHTBLICK. Es geht nicht nur um den Mitarbeiterstab dieses Museums, der bereitwillig zur Feder greift, um wertvolle Beiträge zu liefern, wie das vorliegende Heft beweist, sondern es tun sich auch ganz neue Perspektiven auf: Die Archäologie, die man in unserem Raum gemeinhin mit der Entdeckung römischer Funde in Köln in Verbindung bringt, hat durch das Bergische Freilichtmuseum nun auch in Lindlar-Steinscheid Einzug gehalten. Über erste Ergebnisse berichten wir in dieser Ausgabe im Rahmen des ersten Kapitels „Der Weiler Steinscheid“. Sozialhistorische, bauhistorische und ökologische Gesichtspunkte ergänzen die Beschreibung dieses Weilers, der eine wichtige Rolle beim Aufbau des Museums spielt.

Darüber hinaus hat sich gezeigt, daß das Bergische Freilichtmuseum auch eine Möglichkeit darstellt, die Erforschung der Ortsgeschichte in und um Lindlar zu beflügeln. Was anderenorts Geschichtsvereine an Veröffentlichungen hervorbringen, das kann sich in Lindlar und Umgebung vielleicht einmal im „FREILICHTBLICK“ darstellen. Der Anfang ist gemacht: In der vorliegenden erweiterten Ausgabe spielen Beiträge zur Ortsgeschichte eine größere Rolle.

Um einen Ausblick zu wagen: In Zusammenarbeit mit der Abteilung Lindlar der

Kreisvolkshochschule wird im Herbst dieses Jahres eine „Geschichtswerkstatt“ entstehen, zu der wir auch Sie, liebe Leserin, lieber Leser, heute schon herzlich einladen wollen. Ziel dieses Arbeitskreises, zu dem Bürgerinnen und Bürger (auch ohne Vorkenntnisse) eingeladen sind, soll es sein, an Projekten zur Ortsgeschichte in Lindlar und Umgebung zu arbeiten.

Und ein Letztes: Der Erfolg des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums wird nicht zuletzt davon abhängen, wieviel Interesse diese Zeitschrift finden wird. Eine steigende Mitgliederzahl würde auch dieses Unternehmen erheblich erleichtern. Sollten Sie also noch nicht Mitglied sein, aber Interesse daran haben, neben dem Angebot zahlreicher Veranstaltungen des Fördervereins den FREILICHTBLICK zweimal im Jahr (zum Nulltarif, versteht sich) zugeschickt zu bekommen, dann trennen Sie die Antwortkarte aus den grünen Seiten dieses Heftes heraus und schicken sie uns Ihre Beitrittserklärung.

Unabhängig davon freuen wir uns über alle Rückmeldungen unserer Leserinnen und Leser. Daß dieser Weg der Kommunikation bereits begonnen hat, entnehmen Sie bitte den ersten Leserbriefen in dieser Ausgabe, für die wir uns herzlich bedanken.

Dr. Ernst Zinn
Vorsitzender des Vereins
der Freunde und Förderer
des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar

DER WEILER STEINSCHIED

Ein Tal wird Museum

Als nach einer umfangreichen Standortsuche im gesamten Bergischen Land zwischen Wupper und Sieg letztlich der Standort Heiligenhoven/Lingenbachtal der Gemeinde Lindlar im Oberbergischen Kreis gefunden war, ahnte noch niemand, daß dieses Gelände einst von über 50 Einwohnern in zehn Gebäuden bewirtschaftet wurde. Von Seiten des Landschaftsverbandes waren Kriterien aufgestellt worden, die eine Geländegröße von ca. 25 Hektar, bewegtes Gelände mit Bachlauf, verschiedene Bodenqualitäten, keine moderne Bebauung in Sichtweite und eine gute Verkehrsanbindung vorsahen. Maßgeblichen Einfluß auf die Standortentscheidung 1986 hatte der Regierungspräsident in Köln, der die unmittelbare Nähe eines Freizeit- und Erholungsschwerpunktes vorgab, um die infrastrukturelle Verknüpfung mit bestehenden Freizeiteinrichtungen zu schaffen. Ausführliche Untersuchungen zu Tieren, Pflanzen und Böden ließen erkennen, daß dieses Gelände doch mehr als nur Grünland und Fichten zu bieten hat. Der Wert des Lingenbachtals in der Gemeinde Lindlar für das Freilichtmuseum wurde mehr und mehr deutlich. Es war zudem ein ausgesprochener Glücksfall, daß ein intakter Hof vor Ort erhalten war und so in das Museumskonzept miteingebunden werden konnte. Nach gründlichen historischen Untersuchungen stellte sich heraus, daß einst eine Ansiedlung auf dem Museumsgelände existiert hatte. Eine archäologische Grabung ließ daher wertvolle Ergebnisse vermuten,

insbesondere hinsichtlich der Frage, wie die Menschen hier früher ihre Umwelt verändert haben, um ihr tägliches Dasein zu bewältigen. Eine solche Quelle sollte von einem Freilichtmuseum mit ökologischem Schwerpunkt als Chance genutzt werden, da dies bislang noch nirgends so möglich war.

Die vielfältigen Untersuchungen und Ergebnisse sollen jetzt in diesem Heft des FREILICHTBLICKs erstmalig in einer Zusammenschau als Schwerpunktthema „Der Weiler Steinscheid“ vorgestellt werden. Die Einbindung des ehemaligen Weilers in den zukünftigen Museumsrundweg und seine didaktische Bedeutung wurde bereits in Heft 2 auf den Seiten 20/21 des FREILICHTBLICKs dargestellt.

Der erste Beitrag dreht sich um den Begriff „Weiler“, wie er für das Bergische typisch war und ist.

Daran schließt sich die Sozialgeschichte des ehemaligen Weilers Steinscheid an. Schon im 15. Jahrhundert aktenkundig, vermittelt die Geschichte des Weilers einen guten Einblick in die Vergangenheit der bergischen Bevölkerung.

Die archäologische Grabung des ersten halben Jahres förderte bereits interessante Funde zu Tage. Sie reichen bis ins Mittelalter und die Erstbesiedelung dieser Gegend zurück. Besonders wichtig ist für das Freilichtmuseum allerdings die jüngere Vergangenheit, die bisher von der Archäologie kaum

berücksichtigt wurde. Es wird erwartet, daß die weitere Grabung interessante Ergebnisse auch für den ökologischen Bereich, d.h. für die Wechselbeziehung zwischen den ehemaligen Bewohnern des Weilers und deren natürlichem Umfeld ergeben werden.

Die heutigen ökologischen Aspekte des Weilers, die im folgenden Beitrag präsentiert werden, stellen die Untersuchungen und Maßnahmen im Bereich Steinscheids vor, wie sie sich jetzt und in der näheren Zukunft darstellen.

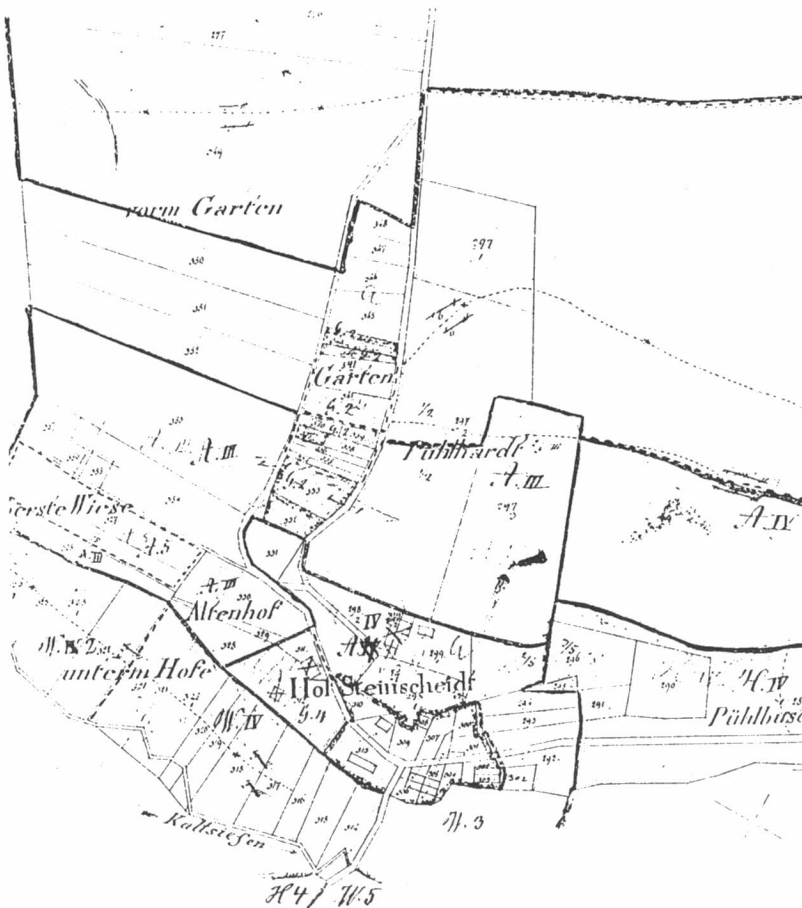
Baugeschichte und Denkmalwert des letzten noch vorhandenen Hofes, der bis 1989 bewohnt und bewirtschaftet wurde, stehen im Mittelpunkt des folgenden Teils des Themenschwerpunktes in diesem Heft.

Auskünfte über das Leben und Arbeiten im

20. Jahrhundert gibt ein Interview, das mit den letzten Bewohnern des Hofes, der Familie Peters, geführt wurde. Diese Berichte sind für die volkscundlichen Untersuchungen besonders wichtig, da sie über das alltägliche Leben hinaus auch Kenntnisse über die Gegenstände vermitteln.

Die Auswertung eines Inventars von 1812 ist dagegen durch Interviews nicht mehr zu erhalten, hier werden andere Quellen der Volkskunde zu Rate gezogen.

Zwar können die vielfältigen Themen in den einzelnen Beiträgen nur angeschnitten werden, doch bietet gerade dieser Überblick eine gute Möglichkeit, sich über die unterschiedlichen Arbeitsfelder des Bergischen Freilichtmuseums zu informieren. CA



Unter preußischer Herrschaft wurde das Rheinland flächendeckend kartiert, es entstanden die sogenannten „Urkatasterkarten“. Auf dem nebenstehenden Kartenausschnitt aus dem Jahre 1830 fallen oberhalb der Ortsbezeichnung „Steinscheid“ einige ausgestrichene Gebäude auf: Bei der Fortschreibung der Karte in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden so die inzwischen abgebrochenen Häuser gekennzeichnet.

Was ist ein Weiler?

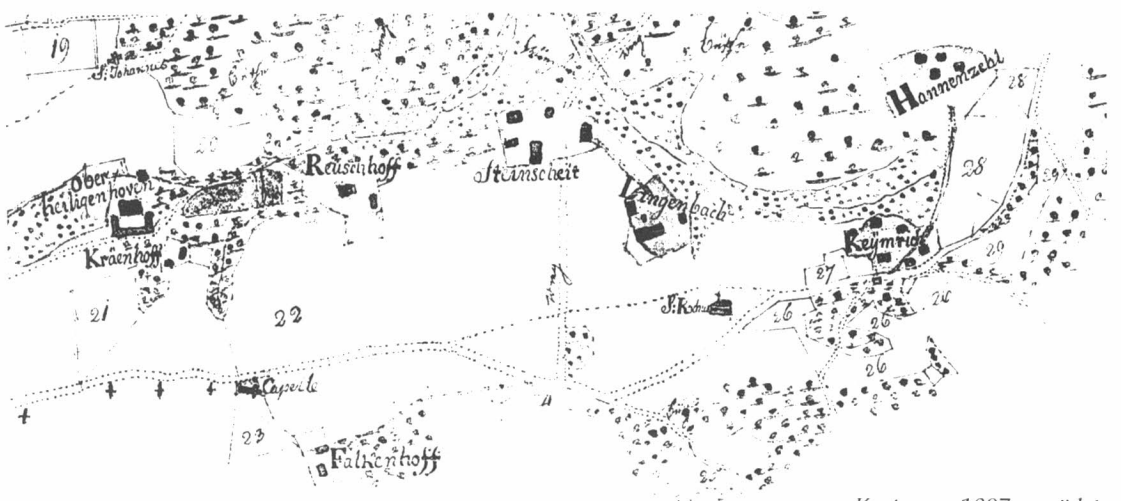
Die für das Bergische Land charakteristische Siedlungsform ist der „Weiler“. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird der Begriff eher unbestimmt im Sinne von „kleines Dorf“ oder als Mittelding zwischen Dorf und Hof bzw. Haus verwendet. Will man also das Typische bergischer Besiedlung erfassen, kann nur einer genauerer Blick auf den Weilerbegriff weiterhelfen.

Woher nun stammt dieses Wort, und was macht einen Weiler aus? „Weiler“ (althochdeutsch: wilâri, mittelhochdeutsch: wîler) leitet sich vom lateinischen „villa“ (Herrenhof) bzw. „villare“ (Gehöft, Vorwerk) ab. So liegen auch die ganz alten Weilerorte fast alle an Römerstraßen. Es gibt noch weitere Weilerformen, von denen jedoch nur der im Mittelalter entstandene, sogenannte „Rodungsweiler“ für das Bergische von Bedeutung ist.

Als Weiler bezeichnet man ein Gruppe von drei bis ungefähr zehn benachbarten, unregelmäßig zueinandergestellten Hofplätzen. Sie entstanden entweder durch eine von einer kleinen Siedlergruppe vorgenommene

Rodung oder sind (wie im Bergischen als Folge der hier üblichen Realerbteilung) aus Einzelhöfen hervorgegangen, die sich im neugerodeten Wald angesiedelt hatten. Dieser Ursprung kommt im Sprachgebrauch des Oberbergischen gut zum Ausdruck, wo der Weiler noch heute als „Hoff“ - im Gegensatz zum „Dorp“ - bezeichnet wird. Er besitzt keine eigene Verwaltung, Schule oder Kirche, sondern ist einem größeren Kirchdorf zugeordnet.

Die sogenannte „Weilerflur“ ist durch eine ziemlich planlose Verteilung von Feldstücken unterschiedlicher Größe und Umgrenzung gekennzeichnet. Ebenfalls als Folge der Realerbteilung liegt der einzelne Besitz dabei weit verstreut. Allerdings wurde diese für den Weiler typische Flurform durch Flurbereinigung und den Strukturwandel in der Landwirtschaft innerhalb der letzten Jahrzehnte zusammengelegt und damit zerstört. Die von Weilersiedlungen geprägte bergische Kulturlandschaft verliert ein wesentliches Merkmal, wenn moderne Bebauungspläne und Flurbereinigungen darauf weiterhin keine Rücksicht nehmen. MV



Karte von 1807, gesüdet.

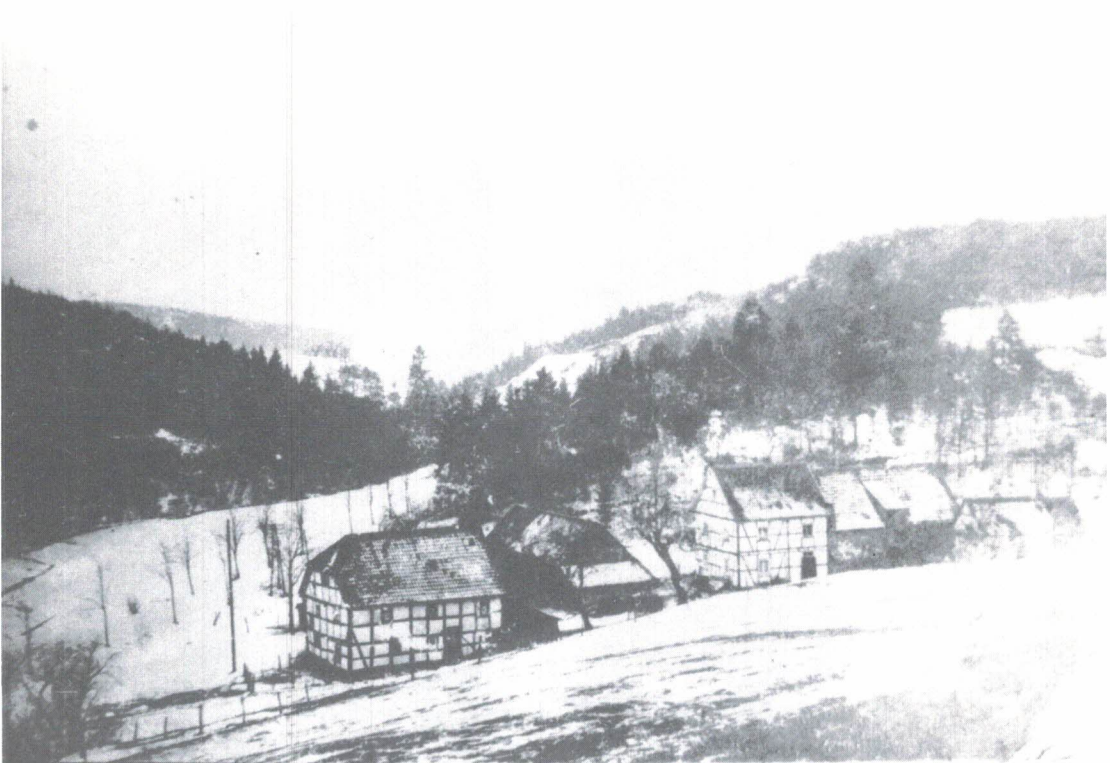
Die historische Entwicklung des Weilers Steinscheid

Über die Geschichte der Adelshäuser des Bergischen Landes sind wir in der Regel bis ins Mittelalter zurück ausreichend informiert. Auch dort, wo es sich um landwirtschaftliche Pachtgüter aus dem Besitz von Adelsfamilien oder Klöstern handelt, können wir uns nicht selten mit Hilfe des vorliegenden historischen Quellenmaterials ein Bild von den vor mehreren Jahrhunderten herrschenden wirtschaftlichen und sozialen Strukturen machen. Der bäuerliche Kleinbesitz hingegen entzieht sich in der Regel einer solchen auf breites Quellenmaterial gestütz-

ten historischen Betrachtungsweise. Dabei ist gerade die Entwicklung des Bergischen Landes dadurch geprägt, daß hier bereits seit dem Spätmittelalter bäuerlicher Grundbesitz relativ frei vererb- und veräußerbar war. Auch Lindlar ist gekennzeichnet durch eine Vielzahl von über das Gemeindegebiet verstreuten Weilern, die vor allem durch die Realteilung des Grundbesitzes im Erbschaftsfalle entstanden.

Der Weiler Steinscheid, als zentrales Ensemble des Bergischen Freilichtmuseums für

Steinscheid um 1929



Ökologie und bäuerlich-handwerkliche Kultur, bildet hier keine Ausnahme. Will man die Geschichte dieses Weilers zurückverfolgen, so geht das für's 19. Jahrhundert noch kräftig sprudelnde Quellenmaterial bereits im 18. Jahrhundert zurück auf ein dünnes Rinnsal, um dann für den davorliegenden Zeitraum fast ganz zu versiegen. Hier muß es den Archäologen überlassen bleiben, die frühe Geschichte mit Leben zu erfüllen.

Ausführlich wird die historische Entwicklung des Weilers dargestellt in:

Gerst, Thomas: Der Weiler Steinscheid. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung. Lindlar 1991 (Arbeitsblätter des Bergischen Freilichtmuseums, 2)

In der schriftlichen Überlieferung taucht Steinscheid zum ersten Mal in einem Text aus dem Jahr 1487 auf. Es handelt sich um ein Verzeichnis der Lindlarer „Eingesessenen“, die zu einer außergewöhnlichen Abgabe an den Herzog von Berg herangezogen wurden. Die ersten uns schriftlich überlie-

erten Bewohner Steinscheids im Jahr 1487 waren: giretgen zo steyntzhuys, johan irson und hannes wrange. Eine Erklärung für die Veränderung des Weilernamens von Steyntzhuys über Steinshausen, Steinset nach Steinscheid liegt nicht auf der Hand.

Erst eine Quelle aus dem 17. Jahrhundert bringt uns weitere spärliche Informationen. In einer 1656 vom Schultheißen des Amtes Steinbach verfaßten Aufstellung der von den Bewohnern des Kirchspiels Lindlar zu leistenden Abgaben werden für Steinscheid drei abgabepflichtige Landgüter genannt. Aus der Höhe der zu leistenden Abgaben kann man ersehen, daß eines der Steinscheider Güter einen relativ beträchtlichen Umfang gehabt haben muß. Auch auf der von Ploennies 1712 erstellten Karte des Amtes Steinbach erscheint Steinscheid als ein Weiler mit drei Höfen. Die vorliegenden, von den Lindlarer Pfarrern geführten Geburts-, Heirats- und Sterberegister verraten über die Geschichte des Weilers kaum mehr, als daß Steinscheid auch schon vor 1800 ein bewohnter Ort war. Keiner der in den Regi-



Wohnhaus Peters 1931

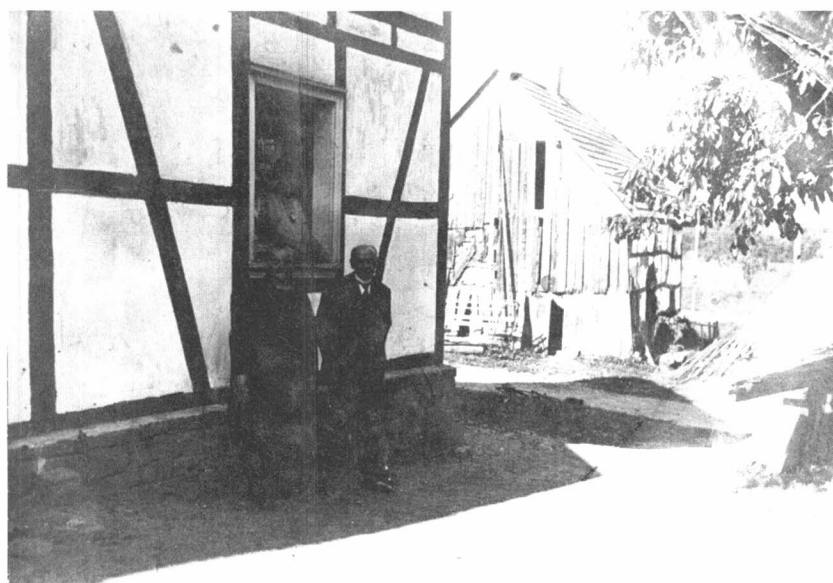
stern des 18. Jahrhunderts genannten Familiennamen findet sich unter den 1831 in Steinscheid ansässigen Grundbesitzern wieder. Die vor allem durch die Realerbteilung bedingte hohe Mobilisierung des Grundbesitzes führt dazu, daß nur in einem Fall eine „genealogische“ Anknüpfung von 1831 zurück ins 18. Jahrhundert möglich ist.

Der allgemein für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verzeichnende Bevölkerungszuwachs machte auch vor Steinscheid nicht halt. Aus den standes- und pfarramtlichen Aufzeichnungen geht hervor, daß in dem Zeitraum zwischen 1773 und 1791 mehr als zehn Ehepaare zumindest zeitweise in Steinscheid ansässig waren. Zwei neue Wohngebäude kamen zu den bereits bestehenden hinzu; die erhaltene Balkeninschrift eines 1938 abgerissenen Hauses verweist uns auf 1765 als Baujahr. Es handelt sich dabei um ein der Länge nach zweigeteiltes Fachwerkhäus; es war aus Eichenholz gezimmert, die Fußböden aus breiten Eichenbrettern hergestellt. Es bot einen sehr beengten Wohnraum für zwei Familien; im

Erdgeschoß schloß sich an die Küche die Stube, über eine Stiege in der Küche gelangte man in die beiden oberen kleinen Räume. Auf der anderen Seite der Küche befand sich ein kleiner Stall. Ein Kellerraum, der vor allem zum Lagern der Kartoffeln diente, war unter der Stube gelegen.

Eine Karte aus dem Jahr 1807, auf der die dem Lindlarer Pastorat den Zehnten schuldigen Güter verzeichnet sind, veranschaulicht die verkehrsmäßige Anbindung Steinscheids zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Ein Weg, der wohl mit dem Fuhrwerk befahrbar war, führte nach Norden zu der Hauptverbindung Lindlars in Richtung Köln; über Wege war Steinscheid mit den benachbarten Gehöften in Scheller und in Lingenbach verbunden; ein Fußweg verlief in Richtung Oberheiligenhoven und von dort weiter nach Lindlar.

Die mit Beginn der preußischen Verwaltung einsetzende, umfangreiche Quellenüberlieferung führt dazu, daß wir nunmehr ein sehr viel dichteres Bild der Geschichte Stein-



*Wilhelm und Justine
Peters 1931*

scheids zu zeichnen im Stande sind. Notariatsurkunden, Katasterbücher und eine lückenlose standesamtliche Überlieferung geben gemeinsam mit anderen schriftlichen Quellen eine Vielzahl von Informationen an die Hand, mit deren Hilfe man zu einem tieferen Verständnis der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung kommen kann.

Zu Beginn des Jahres 1834 befanden sich die fünf Wohngebäude in Steinscheid im Besitz von insgesamt acht Parteien. Einen Landbesitz, der eine ausreichende landwirtschaftliche Existenzgrundlage bieten konnte, nannten nur drei der Parteien ihr Eigen. Die starke Parzellierung des Acker- und Weidelandes erschwerte die effektive Nutzung des Bodens. Auch die kleineren Besitztümer waren gleich stark parzelliert. So war etwa der wenig über zwei Hektar große Landbesitz des Anton Breidenbach zu Steinscheid in 23 Parzellen zersplittert; die durchschnittliche Größe einer Parzelle lag mithin bei 1000 qm. Wie die meisten anderen Steinscheider Landbesitzer war Anton Breidenbach auf einen zusätzlichen Verdienst durch Tagelöhnerarbeit angewiesen. Bemerkenswert jedoch ist, daß das zu Steinscheid gehörige Land noch Ende der 1830er Jahre im Besitz der dort ansässigen Personen war.

Die Landwirtschaft war in sehr starkem Maße durch die Viehhaltung bestimmt. Rinder lieferten den für die relativ kargen Böden notwendigen Dünger, der auch nicht durch das im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr verwendete Knochenmehl ersetzt werden konnte. Die Höhe des Viehbestandes hing wegen der benötigten Futtermittel unmittelbar von der Größe des landwirtschaftlichen Besitzes ab. Da das Stroh häufig als Winterfutter verwendet werden mußte, holte man sich die nötige Stallstreu aus den eigenen Holzungen, was auf die Dauer die Qualität des Waldbodens und des Baumbestandes sehr beeinträchtigte. In der Regel wurde das Ackerland in etwa gleichen Teilen zum Anbau von Kartoffeln, Roggen, Hafer, Klee sowie Hafer vermischt mit Klee

genutzt. Daneben war noch der Flachsanzbau von Bedeutung. An Gemüse wurden vor allem Bohnen und Erbsen gezogen. Unbedeutend im Vergleich zu anderen Lindlarer Weilern war der Obstbaumbestand in Steinscheid gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Die Einwohnerzahl Steinscheids stieg bis 1827 auf 48 Personen an und hielt sich auf diesem Niveau konstant bis 1844. Die mangelhaften hygienischen Verhältnisse, verbunden mit den äußerst beengten Wohnverhältnissen, führten auch in Steinscheid zu einer hohen Kindersterblichkeit. Unter den dort im Zeitraum von 1811 bis 1906 verstorbenen 102 Personen befanden sich 50 Kinder im Alter bis 10 Jahre; ein Arzt wurde bei ihnen nur in den seltensten Fällen konsultiert. Nur neun Personen erreichten in Steinscheid im gleichen Zeitraum ein Alter von über 70 Jahren. Krankheiten wie Typhus, Diphtherie oder Ruhr war man relativ hilflos ausgesetzt.

Der in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgte Abriß zweier Wohngebäude hatte zur Folge, daß sich die Zahl der Bewohner Steinscheids von 1844 bis 1858 um mehr als die Hälfte auf 22 Personen verringerte. Forscht man nach den Ursachen für diese Entwicklung, so stellt man fest, daß seit 1840 Steinscheider Haus- und Grundeigentum in den Besitz der beiden umliegenden großen Landgüter der Frangenberg in Lingenbach und der von Fürstenberg auf Oberheiligenhoven übergang. An einem Erhalt baufälliger gewordenen Häuser bestand auf Seiten der neuen Eigentümer kein Interesse; man zog es vor, die Parzellen in Ackerland umzuwandeln.

Innerhalb nur weniger Jahre - 1840 bis 1851 - kam es zu einer entscheidenden Veränderung der Sozialstruktur Steinscheids. Dominierten bis dahin die kleinbäuerlichen Landbesitzer, so wurden in der Folge die landlosen, nicht „bodenstämmigen“ Tagelöhner und Handwerker vorherrschend. Bereits im Jahr 1848 wurden in einer Auflistung der

männlichen Bewohner Steinscheids im Alter von 25 bis 49 Jahren nur noch zwei Personen als Ackerer bezeichnet; fünf Männer verdienten sich ihren Lebensunterhalt und zum Teil den ihrer Familien als Tagelöhner; des weiteren waren zu diesem Zeitpunkt noch ein Zimmerer und ein Schmied in Steinscheid ansässig. Als in den 1850er Jahren in Folge von Versorgungsengpässen die Getreidepreise zweimal in die Höhe schnellten, gehörte der Großteil der Bewohner Steinscheids zu dem aus Armenmitteln zu unterstützenden Personenkreis.

Nur ein einziges Steinscheider „Landgut“ hatte vom Ende des 18. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert hinein im Besitz einer Familie erhalten werden können. Außer der Familie Schmitz war bereits um 1880 in Steinscheid niemand mehr ansässig, der in direk-

ter verwandschaftlicher Beziehung zu den dort um 1830 lebenden Personen stand. Aber auch noch der letzte landwirtschaftliche Betrieb in Steinscheid mußte 1906 aufgegeben werden, da er einer Familie kein ausreichendes Einkommen ermöglichte. Der Haus- und Grundbesitz wurde an die Familie von Fürstenberg veräußert und von dieser in der Folge verpachtet; in den 1930er Jahren gingen Grund und Boden in den Besitz der Pächter über.

Ein Weiler, der vermutlich vor Jahrhunderten aus einem Einzelhof hervorgegangen war, kehrte im 20. Jahrhundert zu seinen Anfängen zurück: Was blieb, war ein einzelner landwirtschaftlicher Betrieb und ein kleines, nun als Nebengebäude benutztes Haus.



Nachzeichnung der Urkarte von 1830 (Ausschnitt)

Ausgrabungen in Steinscheid

Im August 1991 begann ein zweijähriges Projekt zur Erforschung der Wüstung Steinscheid unter der Leitung des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege, Außenstelle Overath. An diesem Projekt sind drei wissenschaftliche Referenten und sechs Grabungsarbeiter beteiligt.

Als Wüstung wird eine aus unterschiedlichen Gründen aufgegebene Siedlung (Weiler, Dorf, Stadt u.a.m.) bezeichnet. Die Hauptentstehungszeit von Wüstungen fällt in das Spätmittelalter und wurde durch Epidemien wie z.B. Pest, Naturkatastrophen, Kriege und wirtschaftliche Ursachen (Landflucht - besonders zur Zeit der Industrialisierung) hervorgerufen. Wüstungsuntersuchungen beschränken sich in der Regel nur auf die Phasen des Mittelalters. Im Gegensatz dazu liegen zur Wüstungsproblematik der frühen Neuzeit bisher keine konkreten Ergebnisse vor. Daher ist die archäologische Untersuchung des Weilers Steinscheid, der im 19. Jahrhundert verlassen wurde, von besonderer Bedeutung.

Hier wird es erstmalig möglich sein, beispielhaft für die frühe Neuzeit eine Wüstungssituation archäologisch zu erforschen. Durch die Ausgrabungen sollen die Grundrisse und die Konstruktionsweise der ehemaligen Gebäude ermittelt werden, wodurch Rückschlüsse sowohl auf deren Funktionen als auch auf die Entwicklung der Besiedlung möglich werden. Interessant sind ebenfalls die strukturellen Beziehungen zwischen den einzelnen Höfen, die sich durch die Parzellierung und die Verbindungswege äußern können. Neben den „Befunden“ tragen auch die einzelnen Funde, meist Gebrauchsgegenstände, zu der Rekonstruktion des Alltags bei. Diese sind zudem wichtige Quellen für die zeitliche Einordnung der Befunde. Im günstigsten Fall sind sie selbst da-

tiert, z.B. Münzen, oder aber indirekt im Formenvergleich mit bereits datierten Funden.

Im Unterschied zu den Stein- und Metallzeiten sind kartographische und archivalische Quellen für die Mittelalter- und Neuzeitar- chäologie wichtige, teils unentbehrliche Voraussetzungen. Ähnlich wie für die bereits im Frühmittelalter erwähnte Ortschaft Lindlar, wird die Entstehung des Weilers Steinscheid zwischen das 10.-13. Jahrhundert gesetzt und fällt somit in die Hauptrodungszeit (Gerst 1991, S. 6).

Die ersten archäologischen Untersuchungen auf dem Gelände des Bergischen Freilicht- museums fanden 1989 im südlichen Bereich des ehemaligen Weilers Steinscheid statt (M. Claus u. U. Ocklenburg 1990). Dabei wurden die sehr gut erhaltenen Grundmauern des 1938 abgerissenen Hauses Hartkopf/von Fürstenberg (nach den letzten Besitzern benannt) freigelegt. Auf dem ergrabenen Grundriß ist in der Längsachse eine Zweiteilung des Hauses mit den dazugehörenden Ställen, Küchen und Kellern zu erkennen. Die Funde bestehen aus einer großen Anzahl von Keramik-, Glas- und Metallgegenständen. Besonders ist ein Türbalken mit der eingeschnitzten Jahreszahl 1765 und eine aus dem Mauerwerk stammende Münze mit dem Prägejahr 1751 zu nennen.

Die ersten Ausgrabungen des neuen Projektes (1991) beschränken sich auf ein Areal nordwestlich des Hofes Peters (Abb. S. 7), auf dem schon in der Urkarte von 1830 ein Gebäude mit Scheune verzeichnet ist. Die ersten schriftlichen Überlieferungen dieses Hauses stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Über das Baujahr des Wohnhauses gibt es keine genauen An-

gaben. Im Jahr 1856 veranlaßte der letzte Besitzer, Freiherr von Fürstenberg, seinen Abriß samt der Scheune. Bereits zehn Jahre später wird die Nutzung dieser Parzelle als Garten erwähnt.

In Anlehnung an die preußische Urkarte wurden zunächst mehrere Suchschnitte zur Sondierung des Geländes angelegt. Bis heute umfaßt das untersuchte Gelände eine Fläche von etwa 250 m² (Abb. 6). Anhand von Plana* und Profilen* werden die im Boden enthaltenen Informationen dreidimensional festgehalten. Die Befunde* (Mauern, Gräben, Pfostenlöcher etc.) werden mit Pinsel und Kellen freigelegt. Anschließend werden sie, um sie für zukünftige Generationen zu erhalten, fotografiert, auf Millimeterpapier maßstabgetreu gezeichnet und einnivelliert. Einnivellieren bedeutet in diesem Fall, die Höhe der Objekte in Bezug zum Meeresspie-

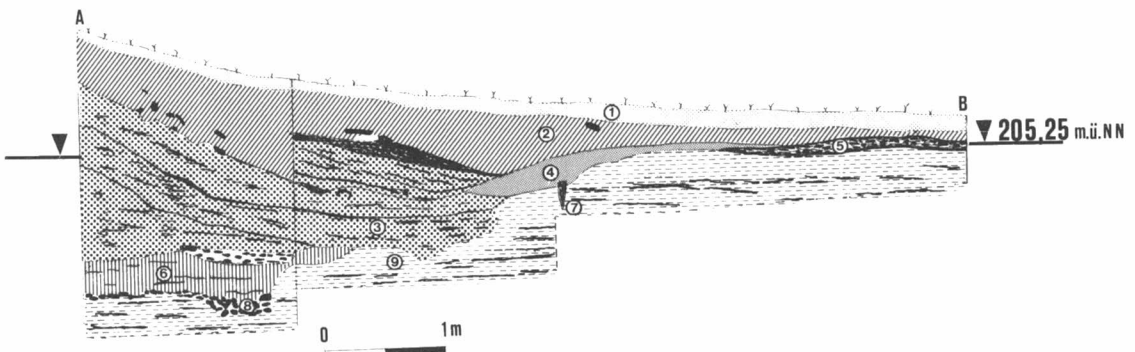
gel zu messen. Nachdem die Funde gewaschen worden sind, werden sie gemäß ihrer Lage in der Grabungsfläche registriert und beschriftet.

Bei besonderen Funden finden auch Photos und Zeichnungen Anwendung. Stark verrostete Metallfunde kommen in die Restaurationswerkstatt, wo sie zur Identifikation geröntgt und freipräpariert werden. Falls möglich, setzt man dort auch die Keramikbruchstücke zu vollständigen Gefäßen zusammen.

Die Befunde

Der zentrale Befund stellt sich als eine größere rechteckige Konzentration unterschiedlich dicht liegender Steine dar.

Die Grundmauern haben sich im Gegensatz zu dem 1989 ergrabenen Hausgrundriß nicht erhalten. Allerdings lassen sich gerad-



Profil-Ost (Abb. 1)

Legende:

- | | |
|--|---|
| 1. Humus | 7. Pfostenloch (Zaunpfahl) |
| 2. Vermischtes Sediment (Humus und Lehm) | 8. Hohlweg mit eingetiefter Wagenrinne
(schwarze Flecken = Steinpflasterung) |
| 3. Vermischtes Sediment mit Hausmüll | 9. Anstehendes. |
| 4. Wegböschung | |
| 5. Haushorizont | |
| 6. Wegverfüllung (graue Lehmschicht mit
organischem Material vermischt) | |



*Freipräparierung
des Hohlweges
(Abb. 2)*

linige Steinstrukturen erkennen, die als ehemalige Fundamente interpretiert werden können.

Im Norden deutet eine große Steinplatte mit einer kleinen, fast quadratischen Steinlage auf einen Eingangsbereich hin. Eine quadratische Verfärbung im südlichen Bereich des Komplexes, die noch nicht vollständig in der Tiefe erfaßt wurde, läßt auf einen Erdkeller schließen. Die vorhandenen rechtwinkligen Befunde stimmen mit der Ausrichtung und Lage mit dem in der preußischen Urkarte (1830) kartierten Gebäude überein. Im Norden der Grabungsfläche, parallel zum Haus, wurde der Abschnitt eines sehr gut erhaltenen Hohlweges freigelegt (Abb. 2). Der Weg besteht aus einer kompakten Geröllpflasterung und zeigt zwei parallele, 0,20 m tiefe und ca. 0,25 m breite Wagenspuren mit einem Abstand von etwa 1,40 m. Diese gut sichtbaren Fahrinnen wurden durch die häufige Nutzung von schweren Karren verursacht und zusätzlich von Regenwasser ausgespült. Nach Erreichen einer bestimmten Rinnentiefe legte sich der Mensch eine neue Wagenspur an, die als leichte Vertiefung im Profil sichtbar ist. Aufgrund der Ke-

ramikfunde (Scherben aus dem 16.-20. Jahrhundert), die in den Wagenspuren lagen, muß der Weg über mehrere Jahrhunderte in Benutzung gewesen sein. Das Haus wird vom Weg entlang der Böschung (Abb. 1) durch einen Zaun getrennt, dessen Holzpfähle als Bodenverfärbungen überliefert sind.

Die Funde

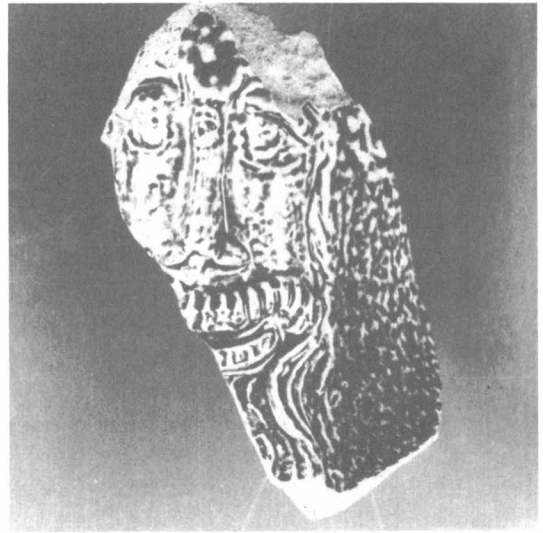
Die bisher gemachten Funde verteilen sich auf die Hohlwegverfüllung, den „Hausbereich“, die Suchschnitte und die Flächen südlich des Hauses.

- Keramik

Bei der nur als Bruchstücke vorhandenen Keramik handelt es sich hauptsächlich um Irdenware* und Steinzeug*. Die Keramik besteht aus Gegenständen für den bäuerlichen Haushalt, wie beispielsweise Flaschen, Krüge, Kochtöpfe, Teller und Schüsseln. Das Geschirr mußte von Händlern (Geschirrhaisiern) aus entlegenen Töpfereierorten wie Siegburg, Frechen, Niederrhein und Westerwald

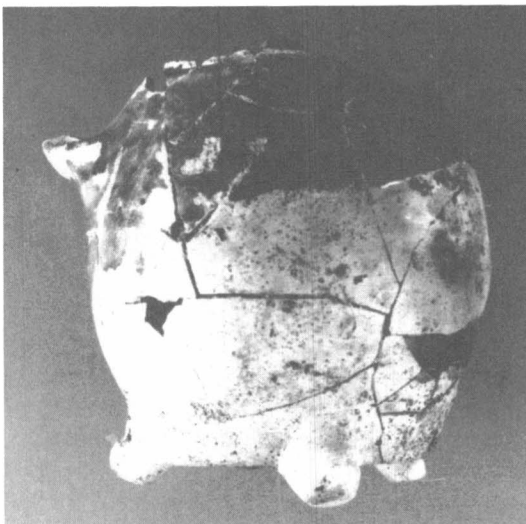
geliefert werden. Je nach Warenmenge benutzten die Händler entweder Handkarren, Karren mit Zugtieren oder sogar Körbe (sog. Kiepen), die auf dem Rücken getragen wurden.

Die ältesten Scherben reichen bis in das 10. Jahrhundert zurück. Erwähnenswert sind ein grün glasierter, einhenkliger Grapen* (Frechener Ware - 16./17. Jahrhundert, Abb. 3), der als Kochtopf benutzt wurde, sowie Scherben von Bartmannkrügen* (Frechener Ware - um das 16. Jahrhundert, Abb. 4). Eine weitere Fundgruppe stellen die Tonpfeifen dar, (Abb. 5) deren kurzlebige Nutzdauer ihr häufiges Auftreten im Fundmaterial erklärt. Die Herstellerstempel auf einigen Pfeifenfragmenten geben den niederländischen Herstellungsort Gouda an. Andere Funde sind Glasbruchstücke von dünnem, grünem Fensterglas, Flaschen und Gläsern. Ferner gibt es Glasperlen, Spinnwirtel, Wetzsteine (aus Felsgestein), Metallgegenstände (Nägel, Kettenglieder, Schmuck etc.) und Holzreste von Flechtwerk.

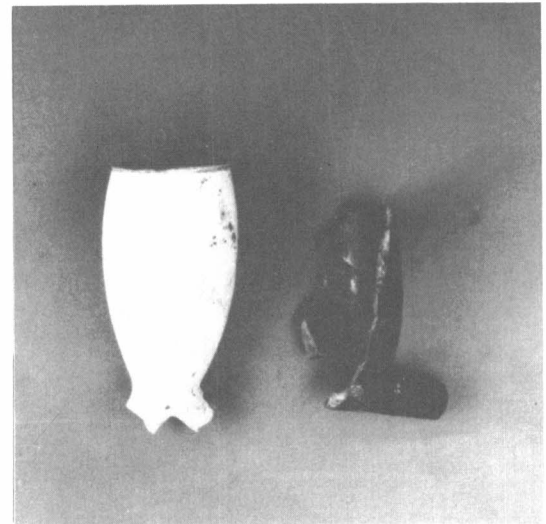


Fragment eines Bartmannkruges (Abb. 4)

Einhenkeliger Grapen (Abb. 3)



Pfeifenkopf (Abb. 5)



Einen interessanten Fundzusammenhang bilden ein Pfeifenkopf, eine große Kalzitperle, ein Taschenmesser und ein zur Feuerzeugung verwendeter Feuerstein („Pinkstein“), die sehr dicht beieinander lagen. Aufgrund ihrer räumlichen Nähe konnten die aufgezählten Gegenstände als Inhalt eines kleinen Beutels interpretiert werden.

Obwohl die Ausgrabungen des Hauses noch nicht abgeschlossen sind, ist der unterschiedliche Erhaltungszustand gegenüber dem 1989 freigelegten Hausgrundriß auffällig. Einer der Gründe ist vermutlich die bereits im letzten Jahrhundert erfolgte Abtragung und Wiederverwendung der Fundamentsteine („Steinraub“). Dagegen blieb das in diesem Jahrhundert abgerissene Gebäude in seinen Grundmauern weitestgehend er-

halten, da offensichtlich kein Bedarf an diesem Baumaterial in der unmittelbaren Umgebung bestand. Die schon erwähnte Nutzung der Parzelle als Obstgarten trug zusätzlich zur Abtragung der Hausreste bei. Nicht zuletzt sei als Ursache die Einplanung des Hohlweges in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts erwähnt, die den Ostteil des Hauses stark zerstörte. Daher sind die Fundamentgräben hier nur noch als Bodenverfärbungen sichtbar.

Nach dem vollständigen Abschluß der Grabungstätigkeiten im Bereich dieses Gebäudekomplexes sollen weitere auf der preußischen Urkarte kartierte Gebäude des ehemaligen Weilers Steinscheid umfassend untersucht werden.

- * **Fund:** Einzelne bewegliche Gegenstände, die auf archäologischen Grabungen gefunden wurden, z.B. Keramik, Glas, Metall, Holz
- * **Befund:** Durch menschliche Aktivitäten verursachte Veränderungen im gewachsenen Boden, z.B. Fundamentgräben, Abfallgruben, Mauern, Pfostenlöcher
- * **Planum/Plana:** Durch Bodenabtragung eingeebnete Fläche, auf der alle Funde und Befunde zu erkennen sind
- * **Profil:** Zeichnerische Darstellung eines senkrechten Schnittes durch die Erdschichten

- * **Irdenware:** Schwach gebrannte (~ 1000 Grad), wasserdurchlässige, deshalb glasierte Keramik - einfachstes Bauerngeschirr
- * **Steinzeug:** Hoch gebrannte (1200 - 1300 Grad) Keramik, mit dichtem Gefüge und deshalb für die Aufbewahrung von festen und flüssigen Lebensmitteln geeignet.
- * **Grapen (Irdenware):** Kugeliges Gefäß auf drei Beinen, mit einem oder zwei Henkeln, das vom 15.-16. Jahrhundert gerne als Kochgeschirr Verwendung
- * **Bartmannkrug:** Meist bauchiges Gefäß aus salzglasiertem Steinzeug, mit männlicher Gesichtsdarstellung im Halsbereich

Lindlar-
Steinscheid
Komplex I Haus I
Gesamtplan

Legende:

1. Hohlweg
2. Eingang
3. Innenraum
4. Mauerreste (Stückung)
5. Grube (Keller ?)
6. Pfostenlöcher



Zeichnerische Darstellung des bisher ergrabenen Hausgrundrisses und des Hohlweges (oben rechts).

rot: tatsächlicher Mauerverlauf rot gestrichelt: vermuteter Verlauf

Lage und Ausmaße der freigelegten Mauerreste scheinen übereinzustimmen mit der preußischen Urkarte von 1830 (s. S. 7).

Gesicherte Aussagen lassen sich jedoch erst nach Abschluß der Grabungsarbeiten machen (Abb. 6).



Das Grabungsteam (von hinten links nach vorne rechts):

Werner Binias, Hans Mantsch, H. Jürgen Funke, Dipl. Hist. Johannes Serban (Studium der Mittelalterlichen Kunstgeschichte und Archäologie in Klausenberg/Rumänien, Schwerpunkte: Mittelalterliche Archäologie und Museumsarbeit, von 1969 - 1989 Abteilungsleiter am Museum für Geschichte und Archäologie in Karlsberg/Rumänien), Helmut Schmidt, Reinhold Bauer, Maria Alberg, Grabungsleiter Johann Tinnes M. A. (Studium der Vor- und Frühgeschichte, Geologie und Völkerkunde in Köln, Schwerpunkt: Altsteinzeit, leitete Ausgrabungen in den Arabischen Emiraten, Frankreich und im Neandertal), Roswitha Thomas M. A. (Studium der Ur- und Frühgeschichte, Kunstgeschichte und Geologie in Köln, Schwerpunkt: Altsteinzeit, leitete verschiedene Ausgrabungen u.a. in Niederösterreich).

Brigitte Trilling-Migielski

Ökologische Bereicherungen

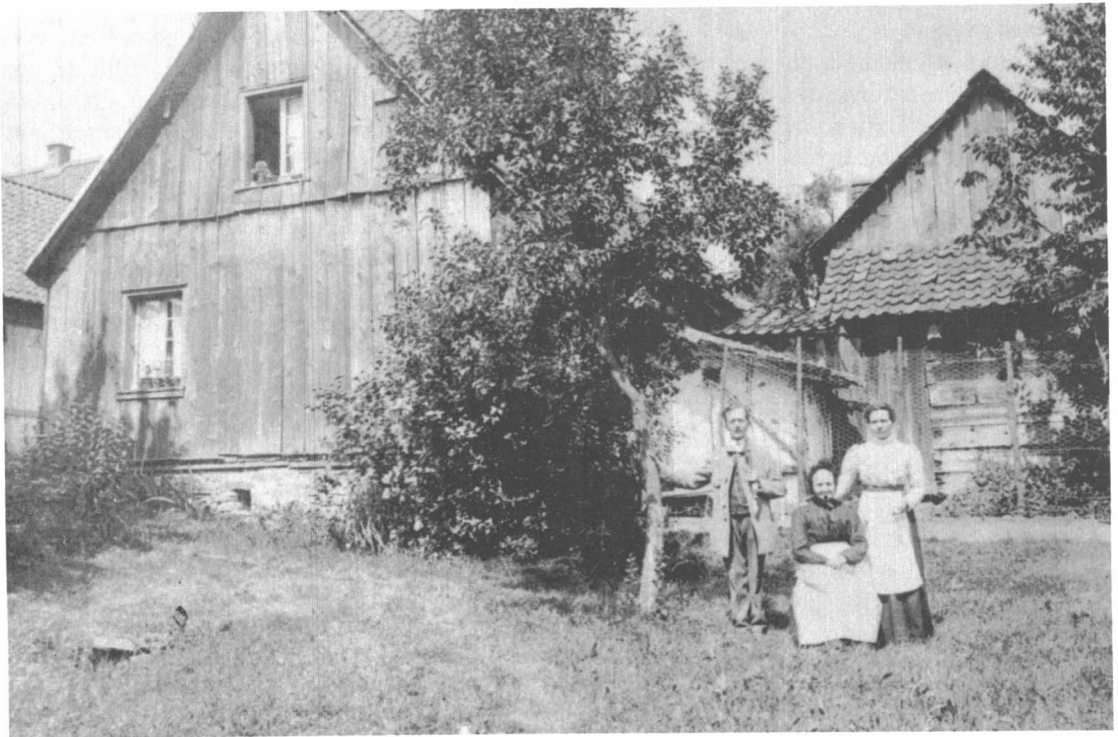
Die Aufgabe der Ökologie im Freilichtmuseum

Im Bergischen Freilichtmuseum dreht sich alles um die Ökologie. Unter den Freilichtmuseen ist das eine Besonderheit. In den meisten Museen sieht der Besucher nur eine Zusammenstellung von Häusern, Möbeln und Geräten. Im Bergischen Freilichtmuseum steht dagegen der Mensch im Mittelpunkt. Wie die Menschen früher im Bergischen Land gelebt oder gearbeitet haben, wie sie sich ernährt haben und was sie dabei mit ihrer Umwelt gemacht haben, das soll

der Museumsbesucher erfahren. Nicht durch Bilder und Ausstellungen, sondern durch Vorführen und am besten durch Mitmachen kann er seine eigenen Erfahrungen sammeln.

Mensch und Umwelt - was hat eine so aktuelle Fragestellung im Museum zu suchen? Es gibt viele Antworten auf diese Frage. An dieser Stelle soll zunächst nur ein Ausschnitt aus der riesigen Palette der Mensch-Um-

Das noch heute im Museumsgelände erhaltene „Haus Helpenstein“ ca. 1920. Unter dem Birnbaum der Schneider Josef Dresbach, genannt „Schnieder“, mit seiner Ehefrau Annchen und der Schwiegermutter Annemariechen Klever (sitzend). Im Hintergrund ein kleines Bienenhäuschen.



welt-Beziehungen betrachtet werden, die Frage nach dem Einfluß des Menschen auf die Landschaft.

Die bergische Kulturlandschaft bot mit ihrer kleinräumigen, vielfältigen Struktur noch vor wenigen Jahrzehnten eine Vielzahl von Lebensräumen für Pflanzen und Tiere. Geschaffen durch die jahrhundertelange Arbeit der Menschen, wurde sie durch die Intensivierung der Landwirtschaft, durch zunehmende Umweltgifte und durch veränderte Lebensgewohnheiten in kurzer Zeit zerstört. Viele Pflanzen und Tiere verschwanden dadurch, andere sind heute vom Aussterben bedroht.

Das Bergische Freilichtmuseum läßt die alte bergische Kulturlandschaft in ihrer Reichhaltigkeit wiederentstehen. Kleine Äcker, Hecken, Wälle und Gräben werden angelegt, Obstbäume gepflanzt, monotones Grünland allmählich in bunte Magerwiesen verwandelt und Häuser und Höfe mit den im Bergischen typischen Bäumen, Sträuchern, Zäunen, Mauern, Dunghaufen und Gärten umgeben.

Welch ein Unterschied zu den monotonen „Rasen-Fichten-Jägerzaun-und-Asphalt-Dörfern“! Durch zusätzliche Informationen werden dem Museumsbesucher Denkanstöße und eine Fülle von Anregungen gegeben, die er mit nach Hause nehmen kann. Auf diese Weise kann das Bergische Freilichtmuseum zur Verdeutlichung der Problematik von Mensch und Umwelt einen sinnvollen Beitrag leisten.

Spuren der Vergangenheit in Steinscheid

Steinscheid war im 19. Jahrhundert ein Weiler mit mehreren Höfen. Übriggeblieben ist heute nur der Hof Peters, der bis vor wenigen Jahren landwirtschaftlich genutzt wurde. Steinscheid ist für das Bergische Freilichtmuseum etwas ganz Besonderes. Nicht anderswo demontiert und von außerhalb ins Museum hereingebracht, sondern hier in Steinscheid über viele Jahrzehnte gewach-

sen, ist der Hof Peters und seine Umgebung eine Einzigartigkeit.

Das Landschaftsbild von Steinscheid ist deutlich durch die landwirtschaftliche Intensivierungsphase der 1960/70er Jahre geprägt. Auch hier wurden nach und nach alte Wege verlegt, Hecken, Bäume und Gärten beseitigt, der Bach begradigt und kleine Äcker in monotone Wiesen verwandelt. Das „typisch bergische“ Gesicht dieser Landschaft verschwand dabei, und eine Fülle von Lebensräumen für Pflanzen und Tiere ging verloren.

Wie sah es früher in Steinscheid aus? Wo wuchsen Hecken und standen Bäume? Wo waren Gärten und was wuchs darin? Welche Tiere lebten in Steinscheid? Wie sah die Landwirtschaft im Hof Peters vor den 1960/70er Jahren aus? Diese und viele andere Fragen stellen sich, wenn man die alte Kulturlandschaft wiederentstehen lassen will. Antworten bekommt man über zahlreiche Wege. So entgehen dem aufmerksamen Beobachter nicht die zahlreichen Spuren, die die Vergangenheit in Steinscheid hinterlassen hat. Eine gutgewachsene Kopflinde vor dem Haus, ein Haselbusch an der Scheunewand, die Reste einer Trockenmauer, ein Meer von Schneeglöckchen im Frühjahr, ein einsamer Johannisbeerstrauch in der Wiese und ein geheimnisvolles Gartentörchen ohne Garten können etwas über das Bild der früheren Kulturlandschaft in Steinscheid erzählen. Derartige Bestandsaufnahmen vor Ort sowie Informationen aus alten Fotos, Akten und Karten, Befragungen alter Menschen und sogar Funde aus archäologischen Grabungen fügen sich wie ein Mosaik zu einem Bild zusammen. Nach diesem Bild können wieder Bäume und Sträucher gepflanzt, Gärten angelegt und Äcker bestellt werden.

Wissenschaftliche Untersuchungen im Vorfeld

Mit dem Wiederaufbau der alten bergischen Kulturlandschaft werden im Bergischen

Freilichtmuseum eine Vielzahl von Lebensräumen für selten gewordene Pflanzen und Tiere geschaffen. Um diese ökologische Bereicherung und ihre Entwicklung beobachten und dem Museumsbesucher erklären zu können, wird das Museumsgelände ständig von Wissenschaftlern untersucht. Schon vor Beginn der Aufbauarbeiten des Museums wurde damit begonnen.

Seit 1987 wurde der gesamte Tier- und Pflanzenbestand erfaßt. Dabei haben verschiedene Wissenschaftler alle Bäume, Sträucher und Kräuter, alle Mäuse, Vögel,

Frösche, Schnecken, Spinnen und Käfer kartiert, ihr Vorkommen bewertet und Empfehlungen für eine Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse ausgesprochen. Weiterhin zeigten kleine Wälle und Gräben im Museumsgelände den Verlauf alter Ackergrenzen an, und ergänzt durch Archivbestände alter bergischer Urkarten konnte die Lage und Größe der Äcker, Wälder und Wiesen ermittelt werden.

Aufschlüsse über die früher typischen Pflanzengemeinschaften bergischer Äcker und Dörfer konnten nur noch durch vergleichen-



*Kopflinde vor dem Wohnhaus
Peters (aufgenommen am
21. 04. 1992)*

de Untersuchungen auf heutigen pestizidfreien Ackerrandstreifen gewonnen werden. Die typischen Apfel- und Birnensorten der bergischen Obstwiesen wurden über Bestandskartierungen, Befragungen und Archivauswertungen erforscht.

Untersuchungen dieser Art sind nichts Alltägliches in einem Freilichtmuseum. In keinem anderen Museum standen sie am Anfang und üben einen solch starken Einfluß auf die Aufbauarbeiten aus. Das Bergische Freilichtmuseum verdankt diese Untersuchungen seinem ökologischen Schwerpunkt.

In Steinscheid sollen als Ergebnis dieser Untersuchungen beispielsweise die Gehölze an den Wegrändern und am Bach erhalten bleiben, der begradigte und stark eingetiefte Lingenbach renaturiert, ein ausgemagerter Wiesenhang durch entsprechende Pflege weiterentwickelt und eine typisch dörfliche Ruderalflora wieder angepflanzt werden.

Steinscheid auf dem Weg ins Museum

Im Mittelpunkt der Museumsplanungen für Steinscheid steht der Hof Peters. Er soll so erhalten bleiben, wie er uns heute erscheint, und nach dem historischen Vorbild der 1950er Jahre bewirtschaftet werden. Ausgehend von der Landwirtschaft im Hof werden sich in seiner Umgebung einige Veränderungen ergeben. Ein Dung- und Kompostplatz, ein Hausgärtchen mit traditionellem Zier- und Nutzpflanzenbestand, Brennholzstapel, Holzzäune, nasse Gräben, Brenneselflächen und vieles andere mehr entstehen. Drei bis vier Kühe, Schweine, freilaufende Hühner und Gänse und Katzen hinterlassen ihre Spuren rund um den Hof. Dies alles und die Fachwerk- und Holzgebäude mit ihren Fugen, Spalten und Nischen, der unversiegelte Hofraum und die zahlreichen Bäume und Sträucher rund um den Hof werden das Angebot an Lebensräumen für Pflanzen und Tiere beträchtlich erhöhen.

Der nahe Lingenbach war im Zuge der Flurbereinigung begradigt und seines Gehölzsaumes beraubt worden. In der Folge davon tiefte sich der Bach stark in den Untergrund ein. Maßnahmen zu seiner Renaturierung wurden bereits in einem Teilbereich unternommen. Ein Erlen- und Weidensaum und breite Feuchtwiesenbereiche werden den Bach bald wieder begleiten. Ob er wieder die Qualität eines Forellenlaichbiotopes erreichen kann, hängt von der Verbesserung der Wasserqualität und von baulichen Veränderungen an der Straßenbrücke ab. Später werden die Erlen und Weiden gelegentlich ausgelichtet und schaffen so die Voraussetzung für das Entstehen von Licht- und Schattenbereichen am Bach. Die Feuchtwiese wird jährlich einmal gemäht und ihr Heu wird - wie es früher üblich war - als Einstreu für die Viehställe genutzt. Auf diese Weise kann sich ein artenreicher Tier- und Pflanzenbestand am Lingenbach entwickeln.

Zu einem Hof gehörte früher ein umfangreicher Gemüsegarten, in dem das gesamte Gemüse für die Familie einschließlich der Wintervorräte herangezogen werden mußte. Die Auswertung alter Flurkarten zeigte, daß die Gärten von Steinscheid im 19. Jahrhundert wie oft im Bergischen Land außerhalb der Siedlung, etwa 200 m nördlich des Weilers im Ackerland lagen. Die zwischen 100 m² und 800 m² großen Parzellen wurden im vergangenen Herbst in ihrer Originalgröße wieder angelegt. Für ihre Bewirtschaftung konnten „Paten“ aus der Bevölkerung gewonnen werden, die ab 1992 dort Gemüse ziehen werden.

Ein Ring aus Obstwiesen zog sich früher um die bergischen Siedlungen. Die meisten Obstbäume mußten der intensiven Landwirtschaft oder Baugebieten am Ortsrand weichen. Nach den Ergebnissen der archivalischen Untersuchungen war in Steinscheid selbst früher keine größere Obstwiese vorhanden. Um dem Museumsbesucher aber dieses sonst typische Element bergischer

Höfe zeigen zu können, soll westlich des Hofes Peters auf einer hofnahen Weide eine solche Obstwiese angelegt werden. Apfel-, Birnen- und Zwetschgensorten, die in früheren Zeiten jedermann bekannt waren, wie Jacob Lebel, Winterrambour, Rabauen, Bäumchensapfel, Gute Luise, Bergamotte, Pastorenbirne und die Hauszwetschge werden dort wachsen.

Nordöstlich von Steinscheid befindet sich ein Wiesenhang, der seit einigen Jahren nur noch extensiv genutzt wurde. Als Folge der unterbliebenen Düngung ist der Kräuterbestand der Wiese gegenüber dem Bestand an Gräsern bereits beträchtlich angestiegen. Bei entsprechender Pflege wird sich hier eine typische Magerwiese mit ihren bunten Wiesenkräutern entwickeln. Eine einjährige Mahd und/oder eine gelegentliche Beweidung mit Schafen sorgt dafür, daß ein Aufkommen von Gebüsch verhindert und das Aufwachsen von Wiesenkräutern vermehrt wird.

Südwestlich von Steinscheid wurde im Herbst 1991 ein Wald aus Eichen und Hainbuchen gepflanzt. Diese stockausschlagsfähigen Bäume sollen später im Niederwaldbetrieb, das heißt im regelmäßigen Wechsel von Schlägen und Aufwachsen genutzt werden. Diese früher im Bergischen typische Art der Waldnutzung lieferte dem Bauern Brennholz, Baumaterial und Laubstreu. Pflanzen- und Tiergemeinschaften der sogenannten „Schlagflur“ des Waldes siedeln sich in diesen offenen, lichten Flächen an. Der Niederwald wurde umgeben von einem „Mantel“ aus Brombeeren, Hasel-, Weißdorn- und Rosenbüschen, deren dornen- und fruchtereifes Dickicht der Vogelwelt zahlreiche Nist- und Nahrungsmöglichkeiten bietet.

Diesen ersten Schritten werden viele weitere Schritte folgen müssen, um in Steinscheid die alte bergische Kulturlandschaft in ihrer Reichhaltigkeit und Fülle wiederentstehen zu lassen. Sicherlich werden sich jedoch schon in kurzer Zeit erste Erfolge für die Ökologie in Steinscheid abzeichnen.... und Nachahmung ist erwünscht!



„Gartenpaten“

Dieter Wenig

Bauhistorische Entwicklung - Hof Peters

Die Gebäude des ehemaligen Hofes Peters in Steinscheid lassen auf den ersten Blick erkennen, daß sie verschiedenen Bauzeiten entstammen. Die älteren Gebäudeteile wurden in die Denkmalliste eingetragen (zur Frage der Denkmaleigenschaft siehe den Beitrag Schöndeling), die jüngeren Silos neben dem Wohnhaus oder der Stallanbau prägen jedoch den Gesamteindruck mindestens ebenso nachhaltig, und so gab es immer wieder Stimmen, die die Beseitigung dieser „störenden“ Objekte forderten. Nicht alle Bauteile des Hofes werden von jedem als schön empfunden. Die Aufgabe eines Museums ist jedoch nicht die Präsentation eines geschönten, idyllischen Zustandes, sondern die Erhaltung der historischen Aussagekraft mit ihren vielfältigen Hinweisen auf die wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen, denen die jeweiligen Museumsobjekte in ihrer Geschichte unterworfen waren.

Zur Klärung der historischen Entwicklung wurden im Auftrag des Bergischen Freilichtmuseums bereits Untersuchungen der Baugeschichte und Bausubstanz (Faber/Schneider: Dokumentation Hof Peters, 1990) wie auch der archivalischen Nachrichten (s. Gerst 1991) durchgeführt, die durch die Befragung der Familie Peters (s. S. 31-33) als den letzten Bewohnern des Hofes ergänzt wurde.

Die Forschungen erbrachten folgende Ergebnisse: Das zweigeschossige Fachwerkwohnhaus von Hof Peters wurde in den Jahren nach 1895 nach einem Brand des Vorgängerbaus, der wohl noch aus dem 18. Jahrhundert stammte, zumindest in großen Teilen neu errichtet. Der ältere Keller blieb dabei erhalten und wurde beim Neubau nur vergrößert. An der Rückseite des Hauses schloß

sich ein kleiner Fachwerkstall an, wie auch auf einer Fotografie aus dem Jahr 1910 zu erkennen ist. Ein kleines Nebengebäude und die heute noch erhaltene Scheune, die ebenfalls nach einem Brand - im Jahr 1876 (diese Jahreszahl findet sich im Innern des Gebäudes) neu errichtet wurde, komplettierten die Hofanlage. In diesem Zustand hatte Wilhelm Peters, der Vater des letzten Eigentümers, den Hof im Jahr 1906 von dem Freiherrn von Fürstenberg gepachtet.

Bereits im Jahr 1913 wurde der Fachwerkstall durch einen größeren Stall aus Bruchstein ersetzt. 1934 erwarb Wilhelm Peters den Hof vom Kreis Wipperfürth, der seit 1929 im Besitz der Güter des Freiherrn von Fürstenberg war.

In der Folgezeit wurden noch eine ganze Reihe von Umbauten durchgeführt, die jedoch nie das Wohnhaus, sondern nur die Nebengebäude betrafen und stets ihre Ursache in einer Umstrukturierung und Erweiterung der bisherigen Nutzung hatten. Diese Umbauten sind jedoch damit auch der sichtbare Beweis für die jeweilige soziale Stellung der Bewohner und gewinnen so für die Präsentation im Freilichtmuseum besondere Bedeutung. So wurde beispielsweise das kleine Bruchsteinnebengebäude nach Ausweis der Bauakten 1939 zu einer Doppelgarage erweitert, nachdem Herr Wilhelm Peters sein neben der Landwirtschaft betriebenes Fuhrunternehmen durch die Anschaffung eines zweiten Lastwagens ausgebaut hatte.

1953 mußte für den neuen Traktor die alte Stalltür zu dem heutigen Tor vergrößert werden, 1954 wurde ein Anbau an den Stall angefügt und gleichzeitig die bis dahin freistehende Garage mit diesem Anbau durch

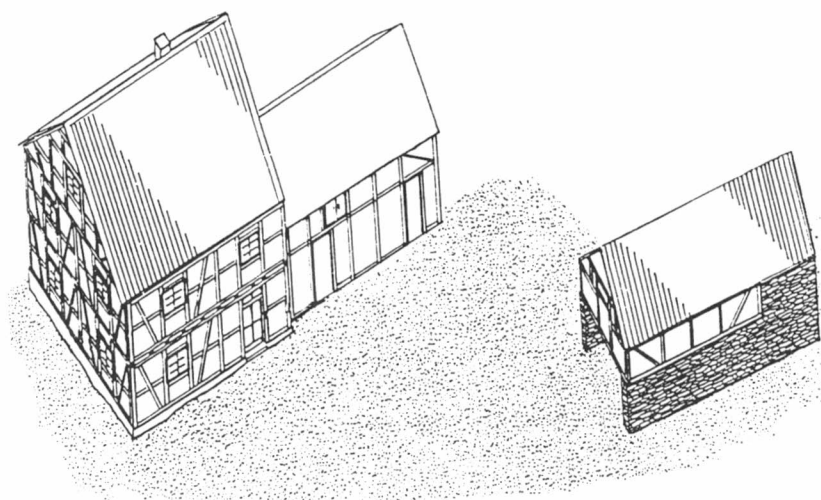
ein gemeinsames Dach verbunden, so daß sich eine wesentliche Vergrößerung der Nutzfläche ergab. Die beiden Getreidesilos wurden im Jahr 1957 hinzugefügt.

Deutlich verändert und den wirtschaftlichen Erfordernissen angepaßt wurde das Erscheinungsbild des Hofes jedoch erst in der letzten Umbauphase, als im Jahr 1967 der Stall um weitere 10 Meter verlängert und die als baufällig bezeichnete Remise durch einen größeren Getreidetrockenraum ersetzt wurde. Im Zuge dieser Baumaßnahme wurden im Erdgeschoß sämtliche Bauteile zu einem damals modernen Stall zusammengefaßt, der nun Raum für über 20 Kühe bot. Um für den größeren Futterbedarf genügend Bergeraum zu schaffen, wurde der Dachraum der ersten Stallerweiterung mit dem neuen Anbau zu einem durchgehenden Heuboden zusammengelegt. Die Anbindegitter, eine mechanische Misträumanlage und eine Melkmaschine mit entsprechend ausgestatteter Milchküche entsprachen den damaligen Möglichkeiten der Modernisierung und zeugen von dem Bemühen, durch Intensivierung der Großviehhaltung den Erfordernissen einer zunehmend mechanisierten Land-

wirtschaft gerecht zu werden und das Auskommen des Hofes zu sichern.

Bis auf kleinere Veränderungen war nun die Situation erreicht, in der das Bergische Freilichtmuseum den Hof übernahm: Eine Reihe von Gebäuden verschiedenen Alters und unterschiedlichen Baumaterials, die die stetige Anpassung an die Anforderungen der bäuerlichen Nutzung zu einem Ganzen geformt hat.

Diesen Nachweis einer historischen Entwicklung zu bewahren und dem Besucher auch entsprechend zu präsentieren, wird die „Hauptaufgabe“ des musealen Betriebs sein (vgl. Heft 2, S. 20f.). Dabei muß die historische Realität stets dann als Maßstab herangezogen werden, wenn sich bei der Frage nach der Erhaltung und Restaurierung des Bestandes ästhetische Aspekte aufdrängen wollen: Nicht nur die offensichtlich „alten“, sondern gerade auch die neueren Gebäude sind Zeugen der wirtschaftlichen Entwicklung dieses Hofes - und mithin unerlässlich, wenn eine lebenswirkliche Darstellung der Geschichte anhand des täglichen Lebens und Wirtschaftens mit all seinen Veränderungen erreicht werden soll.



*Vermutlicher
Gebäudezustand
des Hofes um 1910
(Isometrie)*

*(Zeichnung:
Faber/Schneider)*

Norbert Schöndeling

Zum Denkmalwert von Hof Peters

Für das Bergische Freilichtmuseum ist es als ein Glücksfall anzusehen, daß mit dem Hof Peters ein unter Denkmalschutz stehender Hof auf dem Museumsgelände („in situ“) erhalten geblieben ist.

Das zweigeschossige Wohnhaus aus Fachwerk wurde um 1895 errichtet und bildet heute den Blickfang des Weilers Steinscheid. Allerdings erfuhr auch dieser Hof in seiner knapp 100jährigen Geschichte manche Umbauten, insbesondere Erweiterungen.

Weitgehend unverändert präsentiert sich noch heute das Wohnhaus mit dem ursprünglichen Grundriß, aber auch beispielsweise Fenster und Türen sowie Decken, Wände und Fußböden. Der ursprünglich angebaute Fachwerkstall wurde im Jahr 1913 durch einen massiven Stall aus Bruchstein ersetzt. Weitere umfassende Eingriffe im

Stallteil erfolgten 1967 mit der jüngsten Stall-erweiterung.

Näher betrachtet bedeutet dies, daß sich der Hof Peters keineswegs als eine Hofanlage aus dem Jahr 1895 präsentiert, sondern als ein Gebäudekomplex, dessen älteste Teile aus dem Jahr 1895 stammen, der danach jedoch zahlreiche Umbauten und Erweiterungen erfahren hat. Damit stellt sich die Frage, ob ein solches vielfach verändertes Objekt, welches seine jüngsten Veränderungen erst Ende der 1960er Jahre erfahren hat, überhaupt Denkmalwert besitzen kann.

Zu den wesentlichen Aufgaben der Denkmalpflege zählt die Bewahrung des baulichen Erbes. Als erhaltenswert gelten nach dem nordrhein-westfälischen Denkmalschutzgesetz all jene Objekte, die Zeugniswert besitzen für die „Geschichte des Menschen“, für die



Dieses Luftbild des Hofes entstand zwischen 1965 und 1967

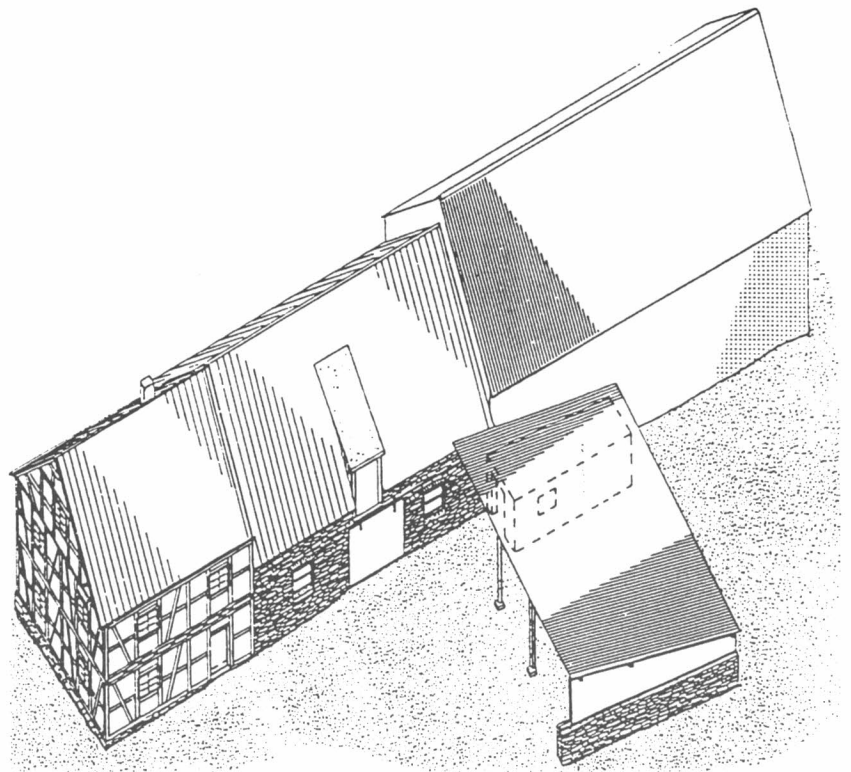
Entwicklung der „Städte und Siedlungen“ oder für die „Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse“. Der moderne Denkmalsbegriff löst sich damit vom herausragenden „Kunstdenkmal“ und schließt die vielen weniger spektakulären Wohn- und Gewerbegebäude ausdrücklich mit ein.

Gebäude legen nun nicht nur Zeugnis ab vom Bauen zu einer bestimmten Epoche. Umbauten und Umnutzungen berichten u.a. von veränderten Komfortansprüchen und Wirtschaftsformen. Nicht nur der Urbau eines Gebäudes besitzt damit Quellenwert, sondern die überlieferte Substanz in ihrer Gesamtheit. Daraus folgt, daß man einen großen Teil der Geschichte eines Gebäudes entfernen würde, versuchte man, allein den Urbau zu rekonstruieren.

Eng mit diesem Ansatz verbunden ist die Frage, wie alt eine Bausubstanz sein muß, um Denkmalwert besitzen zu können. Das

nordrhein-westfälische Denkmalschutzgesetz von 1980 - das jüngste Denkmalschutzgesetz der alten Länder - verzichtet bewußt auf eine Definition und ermöglicht somit - zumindest theoretisch - die Unterschutzstellung sehr junger Bausubstanz. In der Praxis hat sich allerdings der Grundsatz durchgesetzt, daß ein Objekt aus „vergänger Zeit“ (so wie es im bayerischen Denkmalschutzgesetz von 1973 steht) bzw. aus einer „geschichtlich abgeschlossenen Epoche“ stammen soll. Es scheint Einigkeit darüber zu herrschen, daß die Nachkriegszeit, die allgemein mit der Ära Adenauer in Verbindung gebracht wird, als die derzeit letzte geschichtlich abgeschlossene Epoche angesehen wird. Damit scheint das Jahr 1963 (= Ende der Amtszeit von Bundeskanzler Adenauer) die derzeitige Altersgrenze für Baudenkmäler darzustellen.

Übertragen auf die Fragestellungen zum Hof Peters bedeutet dies, daß die jüngsten



*Isometrie des
heutigen Zustandes*

*(Zeichnung:
Faber/Schneider)*

Veränderungen, d.h. die Stallerweiterung und die nördlich anschließende Remise, nicht als denkmalwerte Substanz betrachtet werden können. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund, daß die Hofanlage innerhalb eines Freilichtmuseums präsentiert werden soll, stellt sich somit die Frage nach dem Rückbau jüngerer Bauphasen. Oder anders: Es gilt die Frage zu beantworten, welche Phasen einer Hofgeschichte wert sind, erhalten und präsentiert zu werden. Im speziellen Fall des Hofes Peters steht die jüngste Erweiterungs- und Umbauphase aus dem Jahr 1967 zur Diskussion. Unstrittig ist dagegen der historische Zeugniswert der Erweiterungs- und Umbauphase aus dem Jahr 1913.

Ein Blick in die Architekturgeschichte lehrt, daß es des zeitlichen Abstandes bedarf, um zu einer vorurteilsfreieren Bewertung zu gelangen. Es ist zu beobachten, daß die Bauformen und Gestaltungselemente des Barock von den Klassizisten des späten 18./ frühen 19. Jahrhunderts und der Klassizismus von den Neugotikern des 19. Jahrhunderts verachtet wurden. Um die Jahrhundertwende schätzte man die Architektur der Gründerzeit nur gering. Ähnliches widerfuhr dem Jugendstil und nicht zuletzt den Bauten der 1950er Jahre durch die jeweils nachfolgenden Generationen. Gerade die letztgenannte Epoche findet in der letzten Zeit zunehmende Akzeptanz und Wertschätzung. So ist davon auszugehen, daß auch die Architektur der 1960er und 1970er Jahre spätestens in 15-20 Jahren - wahrscheinlich schon deutlich früher - völlig anders bewertet wird, als dies derzeit geschieht.

Die Wahrscheinlichkeit, daß die aus dem Jahr 1967 stammende Stallerweiterung einmal die gleiche Wertschätzung erfahren wird wie jene aus dem Jahr 1913, ist damit recht hoch, zumal die jüngste Erweiterung Zeugnis von dem letztlich gescheiterten Versuch ablegt, durch größere Produktionsmengen mit den zunehmenden Veränderungen in der Landwirtschaft Schritt zu halten. Diese Veränderungen in der Landwirtschaft

hinterließen zahlreiche Spuren. Kleine Höfe stellten ihren Betrieb ein. Durch Maßnahmen der Flurbereinigung wurden größere Parzellen geschaffen. Ställe wurden erweitert und Remisen für den immer umfangreicheren Maschinenpark errichtet. Diese Entwicklung aufzuzeigen, wird wahrscheinlich schon bald Thema jener Freilichtmuseen sein, welche einen landwirtschaftlichen Schwerpunkt besitzen.

Mit dem Hof Peters hat das Bergische Freilichtmuseum das seltene Glück, eine Hofanlage „in situ“ zu besitzen. Kein anderes Gebäude, welches in das Freilichtmuseum transloziert wird, kann eine ähnlich hohe Authentizität vorweisen.

Mag auch aus dem Blickwinkel der Denkmalpflege heraus der jüngste Stallanbau derzeit noch zur Disposition stehen, als Zeugnis für die Entwicklung der Landwirtschaft vom späten 19. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre besitzt der Hof Peters schon jetzt hohen Zeugniswert. Hieraus erwächst die Aufgabe, die vollständige Hofanlage späteren Generationen authentisch zu überliefern.

Angela von Rennenberg

“En Faß Kappes und 60 Zentner Ääpel”

Bäuerliche Selbstversorgung im Spiegel erzählter Lebenserinnerungen

Milli und Richard Peters erzählen

Um „aus erster Hand“ einen Einblick in das Alltagsleben des ehemaligen Weilers Steinscheid zu erhalten, wurden seine letzten Bewohner, die Geschwister Richard und Milli Peters befragt.

Die Geschwister Peters, aufgewachsen in Steinscheid in einer großen Familie mit 9 Kindern, bewirtschafteten den gleichnamigen Hof bis zu seiner Übernahme durch das Bergische Freilichtmuseum im Jahre 1989.

Die Lebensgrundlage der Familie Peters bildete hauptsächlich die Landwirtschaft. Bis in die Nachkriegszeit hinein wurde außerdem ein Fuhrunternehmen betrieben, wo man mit Pferdefuhrwerken u.a. Transporte für die Lindlarer Grauwackeindustrie durchführte.

Ab 1928 wurden die Pferdefuhrwerke dann durch zwei Lastwagen ersetzt.

Der Zeitraum, auf den sich die Befragungen beziehen, wird durch das Erinnerungsvermögen der Interviewpartner vorgegeben, im Fall der Geschwister Peters, die beiden heute um die 80 Jahre alt sind, reichen die Erzählungen von Begebenheiten aus der Schulzeit (ab ca. 1918 - Ende des ersten Weltkrieges) bis zur Aufgabe der Landwirtschaft und Verlassen des Hofes im Jahre 1989.

Die Befragungsergebnisse, die auf diese Weise beispielhaft die Umstände und den Wandel der Lebensbedingungen in der ländlichen Welt der letzten 70 Jahre illustrieren, beziehen sich u.a. auf folgende Themenbereiche:

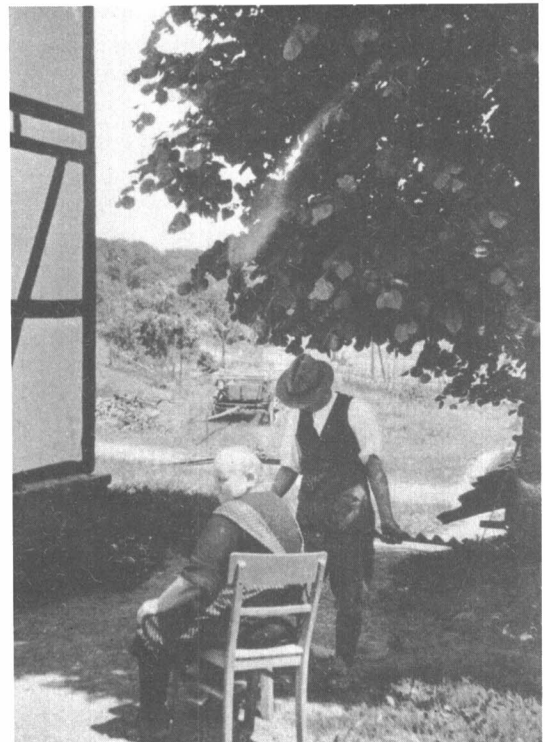
- Wohnen und Wirtschaften (u.a. Raumnutzung, Möblierung, Lebensmittelproduktion und Vorratshaltung, Konservierungstechniken)

- Landwirtschaftliche Arbeiten im Jahreslauf (u.a. Landnutzung und -bearbeitung)
- Viehhaltung
- Nutzung bzw. Herstellung von Geräten und Maschinen

Nahrungsproduktion und Vorratshaltung

Die kurze Zusammenstellung einiger Befragungsergebnisse aus dem Themenspektrum „Nahrung“ soll die Leistungsfähigkeit lebensgeschichtlicher Interviews als alltagsgeschichtliche Quelle illustrieren.

Die Eltern: Wilhelm und Justine Peters



Backen:

Bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs brachte die Familie Peters ihr selbstgezogenes Brotgetreide wie Roggen und Weizen zum Mahlen und Backen in die nahegelegene „Heizmühle“ in Unterheiligenhoven. Die Bauern lieferten die Jahresmenge an Korn ab und konnten sich dann einen Teil der ihnen zustehenden Gesamtmenge Brot - über das Jahr verteilt - jeweils frisch abholen.

Über die abgeholten Brote wurde genauestens Buch geführt und einmal jährlich abgerechnet. Ein Drittel des von den einzelnen Kunden gebrachten Getreides (das „dritte Korn“) wurde üblicherweise vom Müller als Arbeitslohn zurückbehalten.

In der Jugendzeit der Geschwister Peters, als der Haushalt noch elf Personen umfaßte, wurden pro Tag ein „Sechspfänder“ Brot verzehrt. In der Kindheit von Milli und Richard Peters gehörte Butterbrot noch zu den eher seltenen Genüssen, da es oft dreimal täglich Kartoffeln zu essen gab.

Auch gab es nicht jeden Tag „Wurst auf'm Brot“, üblich waren sog. „Pefferbuttern“, mit Rübekraut bestrichene Schnitten.

Schlachten:

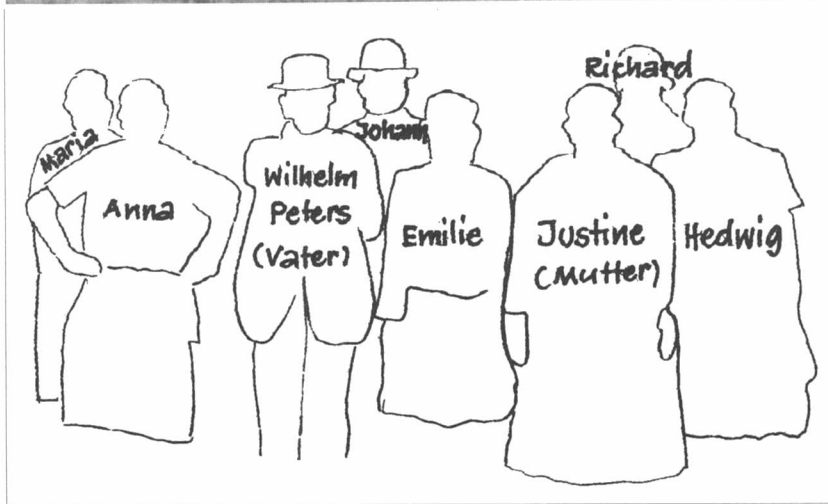
Geschlachtet wurde üblicherweise in der kalten Jahreszeit, meist kurz vor Weihnachten. Um den Eigenbedarf der Familie Peters an Fleisch sicherzustellen, wurden pro Jahr zwei Schweine und ein Rind verwertet. Nach Aussagen von Richard Peters war der Fleischkonsum der einzelnen Familien besonders in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg noch ein Indikator für Wohlstand, mit dem genannten Konsum gehörte die Familie Peters schon zu den „Bessergestellten“.

Das Töten der Tiere wurde auf Hof Peters früher von einem sog. „Hausmetzger“ übernommen, meist ein Bauernsohn aus der Umgebung (im Falle Peters Nachbar Müller aus Scheller), der das Tier vor Aufkommen der Bolzenschußgeräte zuerst mit einer Axt oder einem Stein betäubte und anschließend abstach.

Das Fleisch wurde dann u.a. gepökelt und anschließend in der Scheune über einem Schwelfeuer aus Buchenholzspänen mit Wacholderzusatz geräuchert. Später wurde für diese Arbeit dann ein Räucherschrank aus



*„Kappesdüppen“
aus der Sammlung
des Bergischen
Freilichtmuseums*



*Familie Peters
mit sechs der neun
Kinder*

Metall verwendet. Fleischgenuß war allerdings für die Familie Peters nicht alltäglich, er war den Festtagen vorbehalten, und selbst dann gab es oft nur ein winziges Fleischstück, das für elf Personen reichen mußte.

Krautherstellung:

„En Faß Kappes (dessen Inhalt 2 Zentner betrug), 60 Zentner Äpfel“ und genügend saure Bohnen reichten nach Angaben von Richard Peters aus, um die Basisversorgung

der elfköpfigen Familie im Winter sicherzustellen. Weißkohl bildete so im Winter neben Kartoffeln die wichtigste Lebensgrundlage, auch Grünkohl war ein häufiges Gericht. Der Weißkohl wurde im Herbst auf einem sog. „Schaber“, einem Krauthobel, zerkleinert, den man sich in Klespe bei einem befreundeten Bauern auslieh. Nach dem Stampfen wurde Salz zugegeben und das Kraut mit einem Leinentuch und einem runden Stein, meist Grauwacke aus einem der lokalen Steinbrüche, beschwert.

Ein Nachlaßverzeichnis aus dem Jahre 1812

„Zu Steinscheid Mairie et Canton Lindlar“ wurde im Jahre 1812 ein Dokument aufgesetzt, das uns heute einen Einblick in das Leben des Ackerers Anton Prinz und seiner Familie ermöglicht. Nach dessen Tod wurde, wie allgemein üblich, ein Inventar erstellt, d.h. sein gesamter beweglicher Besitz wurde unter notarieller Aufsicht Stück für Stück verzeichnet und der Wert geschätzt. Der bei der anschließenden Versteigerung erzielte Erlös wurde unter den drei Erben aufgeteilt.

Doch wissen wir nicht nur, was Anton Prinz an Möbeln, Gebrauchsgegenständen und Vieh besaß. Mit Hilfe der Archäologie läßt sich auch ein räumlicher Eindruck des Gebäudes gewinnen, das die Familie bewohnte.

Es handelt sich hierbei um das erste Haus, das im Auftrag des Bergischen Freilichtmuseums im Frühjahr 1989 im Museumsgelände ausgegraben wurde. Es war zugleich das letzte, das im Weiler Steinscheid abgebrochen wurde: das Haus Hartkopf/von Fürstenberg, so benannt nach seinen letzten Besitzern. Eine Zeitungsnotiz, die im Jahre 1938 anlässlich des Abbruchs erschien, zitiert eine heute nicht mehr leserliche Balkenschrift. Danach ist das Haus 1765 erbaut worden. Seit 1792 gehörte Anton Prinz die nördliche Hälfte des Hauses.

Die archäologische Grabung hat ergeben, daß das Haus schon bei seiner Erbauung längsgeteilt war. Diese Teilung wird auch auf historischen Fotos deutlich: Die eine Seite des Hauses ist mit Stroh eingedeckt, die andere dagegen mit Ziegeln. Außerdem sind die Fenster beider Hälften unterschiedlich groß. Jede Haushälfte hatte eine Grundfläche von knapp 30 Quadratmetern und war in drei etwa gleich große Räume aufgeteilt:

den Stall, die in der Mitte des Hauses gelegene Küche, von der aus man ins Obergeschoß gelangte, und die unterkellerte Stube. Diese Keller waren zu niedrig, um aufrecht darin stehen zu können.

Im Nachlaßinventar finden sich all diese Räume wieder, da es in vielen Fällen festhält, wo im Haus sich die verschiedenen Gegenstände befunden haben. Auf diese Weise ergänzen sich archäologische und archivalische Quellen. Leider haben die Grabungsfunde keinen unmittelbaren Bezug zum Haus. Sie stammen aus Erdreich, mit dem

Auszug aus dem Nachlaßverzeichnis des Ackerers Anton Prinz (Gerst 1991, S. 59)

20. Bierwa	Transport	18-18
21. Bierwa		1-18
22. Bierwa		1-12
23. Bierwa		1-
24. Bierwa		1-
25. Bierwa		1-
26. Bierwa		45
27. Bierwa		30
28. Bierwa		50
29. Bierwa		50
30. Bierwa		40
31. Bierwa		36
32. Bierwa		15
33. Bierwa		12
34. Bierwa		20
35. Bierwa		1-
36. Bierwa		30
37. Bierwa		40
38. Bierwa		24
39. Bierwa		22
40. Bierwa		15
41. Bierwa		1-
42. Bierwa		3-
43. Bierwa		2-
44. Bierwa		15
45. Bierwa		5-
46. Bierwa		2-
47. Bierwa		2-
48. Bierwa		2-30
49. Bierwa		17-38

die Kellerräume nach dem Abbruch des Hauses verfüllt wurden.

Doch zurück zum Inventar. Anton Prinz besaß einen Ochsen, zwei Kühe, ein Kalb, ein - der Preis läßt vermuten: nicht mehr ganz junges - Pferd, ein Schwein, vier Hühner und einen Hahn. Damit gehörte er bei einem Ackerbesitz von 12 Morgen zum bäuerlichen „Mittelstand“. Die zur Bestellung von Äckern und Gärten notwendigen Geräte wie Pflug, Egge, Ackerwalze („blog“), Mistkarre, Hacken, Schaufeln, Sensen usw. waren vorhanden. Allerdings sind keinerlei Ochsen-, Kuh- oder Pferdegeschirre, die Anton Prinz sicherlich besaß, verzeichnet. Oft wurden diese zusammen mit dem Vieh verkauft, hier offenbar, ohne eigens genannt zu werden.

Doch findet man beim Durchlesen des Inventars noch weitere Stellen, die sich nicht

immer ohne weiteres erklären lassen. So fehlt z.B. ein so wichtiges Küchenutensil wie ein Messer, und die acht Zinnlöffel (das einzige Besteck, das verzeichnet ist) befinden sich nicht etwa in der Küche oder Stube, sondern an einem anderen, nicht näher bestimmten Ort im Hause. Vielleicht aß Anton Prinz mit einem Holzlöffel, der dem Notar aber völlig wertlos erschien, weswegen er ihn außer acht ließ. Tatsächlich sind solche Nachlaßverzeichnisse nicht immer vollständig.

Das Beispiel der Nahrungsmittelverarbeitung und -zubereitung verdeutlicht den Alltag im Haus Hartkopf/von Fürstenberg zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Zahlreiche Gegenstände geben Hinweise, z.B. die verschiedenen Küchenutensilien wie große und kleine Kessel, „eisern“ und „steinern düppen“ - eiserne und irdene Töpfe -, Siebe,

Das Haus Hartkopf/von Fürstenberg im Jahr 1910. Die linke Haushälfte ist noch strohgedeckt, die rechte, die hundert Jahre zuvor Anton Prinz gehört hatte, mit Hohlpfannen.



Schöpflöffel usw. Möglicherweise wurde noch am offenen Herdfeuer gekocht, während in der Stube bereits ein Ofen stand. Zumindest sind neben zwei Ofenkesseln auch ein Kesselhaken und einige weitere Geräte aufgelistet, die für offenes Feuer typisch sind. Ein Butterfaß und die „Kästhurd“ (ein Gestell zum Trocknen von Käse) zeigen, daß die Milch im Haus weiterverarbeitet wurde. Auch das Brotbacken gehörte zu den anfallenden Arbeiten, wie Mehlsieb und Teigtrog andeuten. Mit dem „Offeln Eisen“ wurden Kartoffelpfannkuchen gebacken, damals ein wichtiges Nahrungsmittel. Die in verschiedenen Räumen aufgeführten Fässer dürften zumindest teilweise zum Einlegen von Gemüse gedient haben. Offensichtlich spielte auch die Leinenherstellung aus selbst angebautem Flachs (bei der Versteigerung des Prinzschen Nachlasses kam auch Leinsamen zum Verkauf) eine gewisse Rolle: „Zehn Pfund flachsen garn“ befanden sich zum Zeitpunkt der Aufzeichnung beim Weber. Von den zahlreichen zur Flachsbearbeitung benötigten Geräten (vgl. den Artikel in diesem Heft) sind jedoch nur zwei Schwing-

stöcke erwähnt, und „ein altes spinrad mit haspel“ hatte seinen Platz im Kuhstall! Möglicherweise geht dieser Umstand darauf zurück, daß seine Ehefrau bereits zwei Jahre vor Anton Prinz gestorben war.

Folgt man dem Nachlaßverzeichnis, befand sich im Keller lediglich ein kleines Faß („küfgen“). Das Inventar der Stubenbühne (Raum über der Stube) beschränkte sich auf eine Kiste, während der Aufbewahrungsort von Stoffvorräten, Decken, Handtüchern usw. gar nicht genannt wird. Fast scheint es, als habe man alle problemlos zu bewegendes Gegenstände aus Keller und Obergeschoß des Hauses zusammengetragen, um dem Notar die Arbeit zu erleichtern. Auch aus der Scheune hat man offensichtlich zahlreiche Gegenstände herbeigeräumt. Normalerweise hatte in dem kleinen Stall neben dem Vieh und einigen Trögen wohl nicht auch noch eine Reihe von großen und kleinen Geräten Platz, die im Inventar sämtlich unter der Überschrift „im Kuhstall“ aufgezählt werden.

DAS PORTRÄT

Mit der Fünffelderwirtschaft gegen Krankheiten bei Pflanzen

Martin Becker im Gespräch mit Hilde Hocks, Landwirtschaftsmeisterin des Bergischen Freilichtmuseums

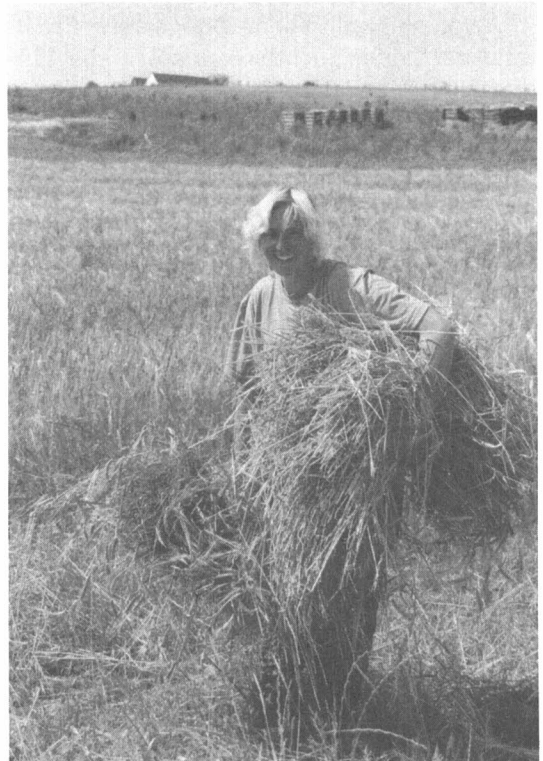
BECKER: Sie arbeiten seit gut einem Jahr im BERGISCHEN FREILICHTMUSEUM LINDLAR als Landwirtschaftsmeisterin. Welche Situation fanden Sie am Beginn Ihrer Arbeit vor?

HOCKS: Ich habe am 1. Oktober 1990 meine Arbeit hier aufgenommen. Im Gelände war Roggen angebaut, der teilweise von Hand, teilweise mit der Maschine geerntet wurde. Die Wiesen waren zum großen Teil noch von Landwirten zur Heuwerbung genutzt und unser Garten der Bandweberei aus Ronsdorf wurde im Sommer bzw. Frühjahr angelegt.

BECKER: Dem Betrachter erscheint das Gelände des BFM recht groß und leer. Wie groß ist die Gesamtfläche und welche Nutzungsformen sind vorgesehen?

HOCKS: Im Moment verfügt das Museum über ca. 20 ha Fläche, zu der im Lauf des Jahres noch Flächen hinzukommen, sodaß etwa von einer Endgröße von 25 ha ausgegangen werden kann. Neben der Anlage von Hofflächen und Verbindungswegen sollen Waldflächen, Acker- und Weideflächen das Bild bestimmen. Zur Zeit dominieren noch die Wiesenflächen, eine stetige Erweiterung der Ackerflächen ist aber geplant.

BECKER: In der historischen Landbewirtschaftung gab es verschiedene Formen der Bodennutzung bzw. Bewirtschaftung, wie z.B. die Dreifelder- oder die Brachlandwirtschaft. Will das BFM diese Formen der Ackerbestellung wieder aufnehmen?



Landwirtschaftsmeisterin Hilde Hocks bei der Getreideernte im Juli 1991

HOCKS: Wir haben im vergangenen Jahr damit begonnen, die Fünffelder-Wirtschaft, eine in Lindlar im 19. Jahrhundert übliche Wirtschaftsform im Ackerbau wieder aufzunehmen. Die Ackerfläche war dazu in fünf sogenannte Gewände eingeteilt, wo abwechselnd Kartoffeln, Roggen, Hafer, Klee und Hafer vermischt mit Klee angebaut wurden.

BECKER: Welcher Zweck wird mit dieser Art der Bodennutzung verfolgt?

HOCKS: Je mehr Zeit zwischen dem Wiederanbau der gleichen Kulturpflanze auf dem gleichen Feldstück vergeht, desto geringer wird der Krankheitsdruck und ebenso die Menge der die Kulturpflanze begleitenden Beikräuter. Insgesamt kann mit der gewählten Bewirtschaftungsform Erkrankungen der Pflanzen entgegengewirkt werden. Durch den Wechsel in der Bestellung kann sich der Boden erholen, der Einsatz von mineralischem Dünger zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit sowie der Einsatz chemischer Mittel zum Pflanzenschutz kann unterbleiben. Die noch verbleibenden Pflegemaßnahmen sind hauptsächlich mechanisch mit der Egge und manuell mit der Hacke vorzunehmen. Um den Boden vor zu großer Verdichtung zu schützen, wird der Einsatz von Pferdegespannen immer weiter forciert.

BECKER: Aufgrund der vorgefundenen Bodenverhältnisse werden zur Zeit noch gebräuchliche, im Handel erhältliche Sorten angebaut. Woher werden Sie die ursprünglichen Sorten beziehen, wenn der Boden den Anbau alter Kulturpflanzen ermöglicht?

HOCKS: Nach unseren Erkundigungen und Informationen können bestimmte Sorten beim Bundessortenamt in Hannover bezogen werden. In der dort bestehenden GenBank sind sortenreine Arten erhalten worden, die natürlich nur in kleinen Mengen zur Verfügung gestellt werden können und die wir dann selbst weiter vermehren müssen.

BECKER: Sie haben im Vorgespräch erwähnt, daß das Museum eigentlich schon ein Pferdegespann haben sollte, sich dies aber bisher noch nicht verwirklicht hat. Jetzt hat das Museum - wie kürzlich der Presse zu entnehmen war - ein Rindergespann. Wie kamen Sie an dieses Gespann und welche Erfahrungen konnten Sie damit bisher sammeln?

HOCKS: Ja, wir haben seit ca. sechs Wochen ein Gespann von Rotbunten, die im Augen-

blick noch bei einem Landwirt eingestellt sind, weil unser Stall noch nicht zur Verfügung steht. Bevor das Gespann zu uns kam, war es im Westerwald hauptsächlich bei Ernte- und Heimatfesten eingesetzt und ist von daher mit der Zugarbeit vertraut. Wir haben die beiden Kühe Anja und Anette auch schon eingespannt und unseren Wagen ziehen lassen. Nach einiger Eingewöhnungszeit sowohl von Seiten der Tiere als auch von mir, klappte es schon recht gut. Bergauf ging die Fahrt zügig voran, bergunter gibt es noch einige Probleme. Die Arbeit mit einem Rindergespann bedarf eines gewissen Zeitaufwands, der z.B. im Verhalten der Tiere begründet ist.

BECKER: Wie ist das Museum überhaupt mit Personal und Geräten für den landwirtschaftlichen Bereich ausgerüstet?

HOCKS: Als ich anfang, war nicht einmal eine Umgrabhacke hier vorhanden, aber so langsam richten wir uns ein, es dauert halt. Für den landwirtschaftlichen Betrieb bin ich in der Hauptsache allein zuständig.

BECKER: Sie haben vorhin zusammen mit technischen Mitarbeitern des Museums einen Heuwender aus dem Museumsbestand wieder gangbar gemacht. Wie steht es um den Einsatz von Museumsgut im täglichen Gebrauch?

HOCKS: Die Geräte, die wir selbst wieder einsatzfähig hergerichtet haben, sind eine Egge, die Walze, unseren Museumstraktor und einen Wagen. Geräte, die wir noch nicht einsatzbereit haben, sind bisher ausgeliehen worden, so z.B. der Mähbinder. Unser eigener Binder muß noch hergerichtet werden, oder wenn das nicht klappt, muß versucht werden, einen Mähbinder zu erwerben.

BECKER: Woher bekommen Sie die Hilfsmittel, Geräte und Helfer, wenn z.B. die Feldbestellung, Pflegemaßnahmen oder die Ernte anstehen und Sie dies nicht mit eigenen Mitteln leisten können?

HOCKS: Es bot sich die Gelegenheit, ein Pferdegespann mit Gespannführer und Arbeitsgerät und örtliche Landwirte für diese Arbeit zu gewinnen. Bisher klappte das ganz gut und machte keine Schwierigkeiten. Bei der Ernte halfen entweder Mitarbeiter aus anderen Museumsabteilungen oder Schüler der umliegenden Schulen.

BECKER: Zum Ergebnis Ihrer Bemühungen, der Ernte. Was geschieht mit dem Roggen dem Stroh, den Kartoffeln?

HOCKS: Die Ernte wurde entweder an Landwirte, die örtliche Genossenschaft oder an die Mitarbeiter verkauft. Ein Teil wurde in der Scheune Much-Reinshagen eingelagert, um die Aussaat sicher zu stellen.

BECKER: Gibt es da nicht Probleme mit Ernteschädlingen wie z.B. Mäusen?

HOCKS: Oh doch, aber wenn der Hof, zu dem die Scheune Reinshagen gehört, fertig sein wird, werden sicher auch Katzen dort sein und die Ernteschädlinge kurz halten.

BECKER: Wenn Sie Ihre Arbeit mit der einer Landwirtschaftsmeisterin in der Erwerbslandwirtschaft vergleichen, welche Unterschiede möchten Sie da nennen?

HOCKS: Das kann man gar nicht vergleichen, schon allein wegen der bei uns zeitlich geregelten und begrenzten Wochenarbeitszeit. Natürlich fallen schon mal Überstunden in der Ernte oder bei besonderen Anlässen - wie z.B. Dresch-Wochenende - an, aber in der Regel habe ich einen Arbeitstag wie alle anderen Museumsmitarbeiter auch.

BECKER: Daraus ergibt sich die Fragestellung nach dem Funktionieren der Landwirtschaft im Freilichtmuseum. Welche Hauptschwierigkeiten sehen Sie da?

HOCKS: Der ganzjährige landwirtschaftliche Betrieb im Freilichtmuseum ist sehr personal- und damit kostenintensiv. Beide



*Das neueste Gespann des Museums:
Anja und Anette*

Problemereiche bedürfen einer praktikablen Lösung, die sowohl die Belange des Museums als auch der Mitarbeiter berücksichtigt.

BECKER: Wenn Sie Ihre Erfahrungen zusammenfassen, zu welchem Ergebnis kommen Sie?

HOCKS: Die Arbeit macht viel Freude, viele Dinge müssen ganz neu bedacht und ausprobiert werden, ich habe sehr viel dabei gelernt. Die größte Freude hat mir der Garten Ronsdorf gemacht, den ich sehr gern bearbeite und pflege.

BECKER: Vielen Dank für das Gespräch und weiter gutes Gelingen bei der Realisierung der Pläne.

Hans Haas

Vieler Hände Arbeit

Zum Wiederaufbau einer Scheune aus Much-Reinshagen

Das erste Haus, das im Bergischen Freilichtmuseum wiedererrichtet wurde, ist eine Fachwerk-Scheune aus Much-Reinshagen. Dieses Gebäude wurde dort im Jahre 1806 von der Familie Gräf erbaut. In diesem Jahr heiratete die Tochter der Familie einen Ackerer mit Namen Peter Steimel aus Werschberg. Die junge Familie wohnte zuerst in Werschberg und zog dann 1819 nach Reinshagen, um den Hof der Familie Gräf zu übernehmen. Im Jahre 1821 wurde die Scheune durch einen Anbau erweitert, eine Baumaßnahme, die auch bei der wiedererrichteten Scheune ablesbar und erkennbar ist. Die Scheune hatte ursprünglich ein Strohdach, welches später durch eine Hohlfannendeckung ersetzt wurde.



*Das erste wiedererrichtete Gebäude im Museum:
Die Fachwerkscheune aus Much-Reinshagen*

Zur Geschichte der Scheune Reinshagen

Um das Jahr 1860 arbeitete auf dem Hof der Familie Steimel ein Knecht mit Namen Heinrich Stommel aus Hodgeroth, der die Felder mit einem Zugochsen bestellte. Der Zugochse hatte seinen Stall in unserer Scheune. Der Knecht Heinrich Stommel hat später Karriere gemacht. Er bekam die Gelegenheit „auf amerikanisches Geld zu studieren“ (d.h. er bekam ein amerikanisches Stipendium) und wurde Pfarrer in Philadelphia/USA.

Der Vater des letzten Eigentümers Paul Steimel war dem Fortschritt sehr verbunden. Schon sehr früh lieh er sich eine Dreschmaschine, die mit einer Handkurbel gedreht wurde und ersetzte damit den Dreschflegel. Damals, vor dem Ersten Weltkrieg, betrug der Tageslohn für die Arbeit mit dem Dreschflegel ein Kastemännchen (= 25 Pfennig). Aber auch schon vor dem Ersten Weltkrieg wurde die Dresch-

maschine dann durch einen Göpel angetrieben, der von einem Pferd oder von Kühen gezogen wurde.

1920 kam elektrischer Strom nach Reinshagen. Vater Steimel kaufte sich im Dorf als Erster einen Elektromotor, den er vielseitig einzusetzen wußte. So wurden Dreschmaschine, Schüttler und Wannmühle über eine Transmission miteinander verbunden, so daß das Getreide in einem Arbeitsgang in die im Scheunenkeller stehenden Säcke fiel. Dieser Motor betrieb aber auch eine Mühle, eine Häckselmaschine und eine Kreissäge.

Der landwirtschaftliche Betrieb der Familie Steimel hatte sich in den 30er Jahren durch ständiges Teilen und Grundstückszukauf auf 8 ha stabilisiert. Bis ins Jahr 1961 wurde mit einem Pferd gearbeitet, welches dann durch einen Traktor ersetzt wurde. Den großen Umbruch in der Landwirtschaft brach-

ten die EG-Normen. Sie verlangten in den 60er Jahren den Einsatz immer größerer Maschinen. Der Betrieb erwies sich als zu klein und wurde 1967 von Paul Steimel aufgegeben. Zum Schluß besaß der Hof sechs Kühe, sechs Rinder, fünf Schweine und etwa dreißig Hühner.

1986 wurde Paul Steimel auf das Bergische Freilichtmuseum aufmerksam und bot die Scheune zum Kauf an. Er habe ganz im Sinne seines Vaters gehandelt, sagte er, als er die Scheune dem Bergischen Freilichtmuseum übergab, um sie vor dem Verfall zu bewahren und der Nachwelt zu erhalten.

Dies wurde nun die Aufgabe des Bergischen Freilichtmuseums.

Der Wiederaufbau im Bergischen Freilichtmuseum

Vor 186 Jahren wurde die Scheune in Reins-
hagen errichtet. Das notwendige Bauholz
aus Eiche schlug man im Winter ein, wenn
die Arbeiten in der Landwirtschaft ruhten.



F. Gutekunst. Michaelophien

Heinrich Stommel, ehemals Knecht auf dem Hof in
Much-Reins-
hagen, als Pfarrer in Philadelphia/USA



„Eigenbau
Gerhard Steimel“

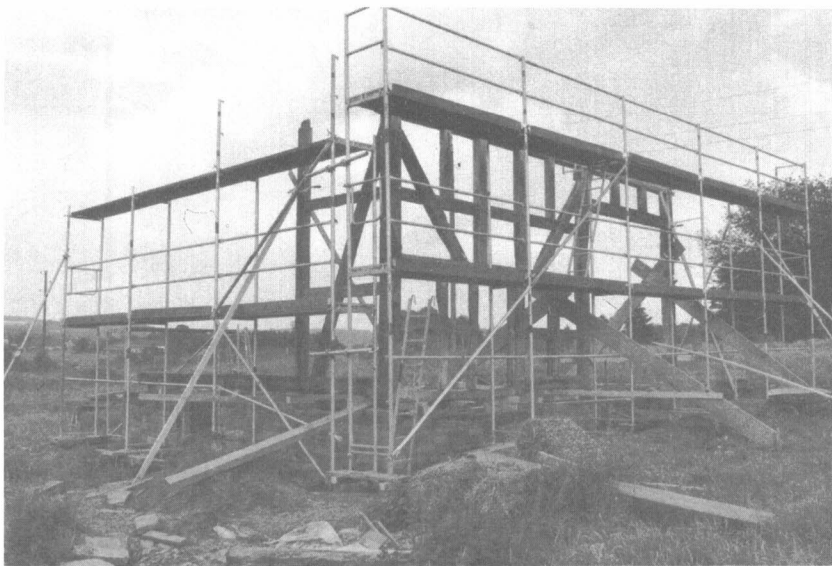
Grauwacke-Bruchsteine fand man in der Nähe wie auch den Lehm, der auf der Baustelle praktisch schon vorhanden war. Haselnuß- oder Weidenruten wurden im Winter in der Talaue unterhalb Reinshagen geschnitten. Stroh und Spreu, Kuhdung und Molke waren auf dem Hof vorhanden. Dies waren alles natürliche Stoffe, wie sie auch später beim Wiederaufbau verwendet werden sollten.

Der Laie wird nun meinen, wenn er das fertige Haus im Museumsgelände stehen sieht, daß die Versetzung einer solchen Scheune eigentlich ja eine recht simple Sache ist: Man braucht einen Maurer für das Bruchstein- und Sockelmauerwerk, Zimmerleute, die das Haus demontieren und wiedererrichten, es muß jemand mithelfen, der die Stakung, das Flechtwerk und den Lehm in die Gefache einbringt, diese auch verputzen kann, und man braucht einen Dachdecker.

Doch so einfach war das für das Bergische Freilichtmuseum nicht! Eine Vielzahl von Händen und Köpfen waren von Nöten, um dieses Gebäude, ein Baudenkmal und volkskundliches wie sozialgeschichtliches Dokument, zu versetzen. Dies begann mit der Bauaufnahme, einem verformungsgerechten

Aufmaß, das 1986 von den Studentinnen Anke Zupp und Dorothee Heining er angefertigt wurde. Es folgte die bauhistorische Untersuchung, die unter der Leitung von Dr.-Ing. Norbert Schöndeling zusammen mit Studenten des Aufbaustudiums Denkmalpflege der Fachhochschule Köln durchgeführt wurde. Zur Vervollständigung der Dokumentation wurden maßstäbliche photographische Aufnahmen der Außenwände der Scheune durch Dipl.-Ing. Heiner Rosenkranz und Dipl.-Ing. Klaus Dieter Schilling, ebenfalls von der Fachhochschule Köln, angefertigt.

Dr. Burkhard Schmidt vom Labor für Dendrochronologie der Universität Köln konnte anhand von Jahresringuntersuchungen der verwendeten Bauhölzer die inschriftliche Datierung von 1806 bestätigen. Das Abdecken der Dachhaut, Entkernungs- und Freileigungsarbeiten wie die gesamte Demontage der Fachwerkkonstruktion wurde durch die Zimmerleute und Schreiner des Bergischen Freilichtmuseums bewerkstelligt, nachdem jedes einzelne Bauteil mit Hilfe von in Kupfer geschlagenen Nummern erfaßt war. Die Arbeiten wurden - Handgriff für Handgriff - von Herrn Grans und seinem Team von der Landesbildstelle Düsseldorf im Film festgehalten und dokumentiert.



Der Wiederaufbau im Gelände des Bergischen Freilichtmuseums hat begonnen.

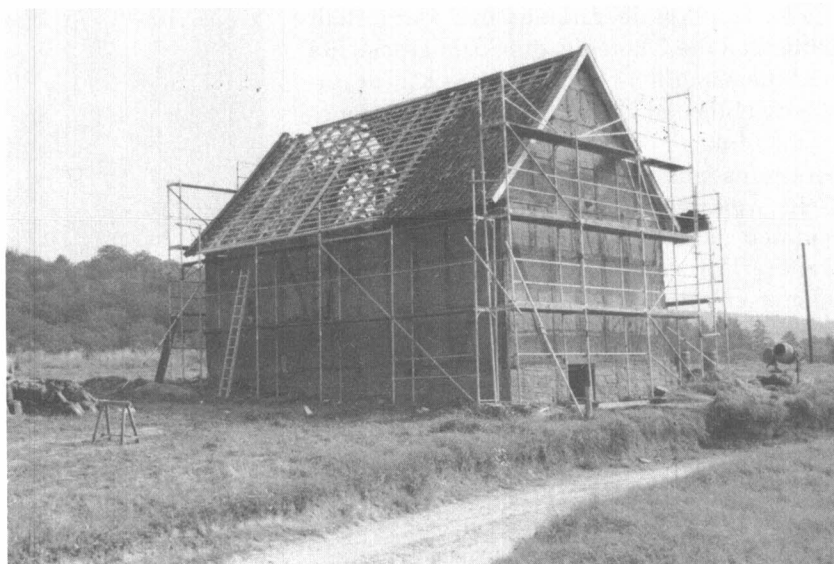
Die zu großen Paketen zusammengeschnürten Holzstapel des demontierten Fachwerks wie auch alle anderen Baumaterialien mußten jetzt nach Lindlar transportiert werden. Eine eigene Transportmöglichkeit oder einen Lastwagen hatte das Bergische Freilichtmuseum damals noch nicht. Da kam uns der Landwirtschaftsmeister Hubert Rehbach zur Hilfe, der mit Traktor und Anhänger den Transport nach Lindlar-Scheller sicherstellte. Schließlich war dann die Firma Feykens in Reinshagen tätig, die den alten Keller Stein für Stein von Hand abbaute und das Steinmaterial palettiert nach Scheller brachte. Parallel dazu fanden volkskundliche und archivalische Forschungen statt, die im wesentlichen von Dr. Jan Carstensen geleitet und von Studenten des Volkskundlichen Seminars der Universität zu Bonn durchgeführt wurden.

Auch das „grüne“ Umfeld wurde genauso gewissenhaft untersucht wie die Bausubstanz selbst. Dipl. geogr. Brigitte Trilling-Migielski, die Museumsökologin des Bergischen Freilichtmuseums, kartierte vor Ort alles, was bemerkenswert erschien, damit es später bei der Umfeldplanung berücksich-

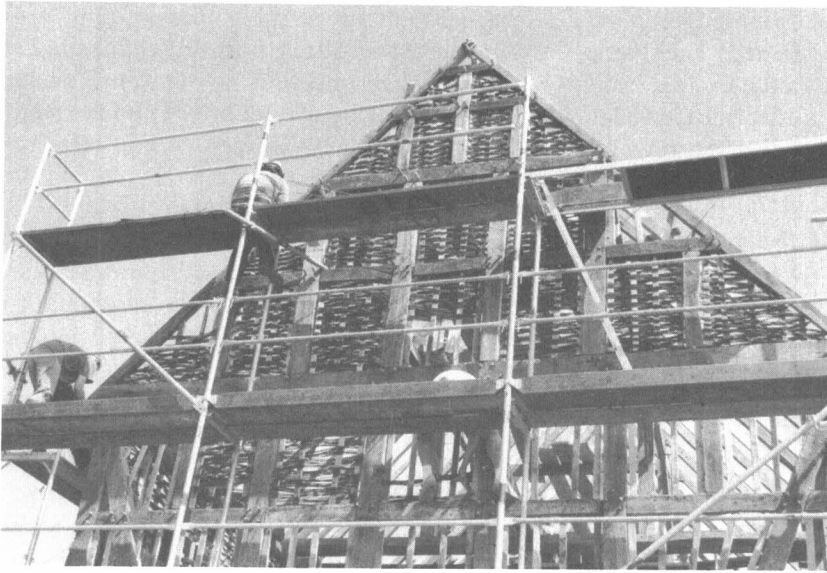
tigt werden kann. Über die Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse im 19. Jahrhundert in Reinshagen und speziell auf dem Hof, zu dem unsere Scheune gehörte, gibt eine siedlungsgeschichtliche Untersuchung von Barbara Salomon Auskunft.

Vergessen wir die Planungsarbeiten nicht. Interdisziplinär wurde im Museum der Wiederaufbau geplant und vom Zeichenbüro unter der Leitung von Ulli Sasse zu Papier gebracht. Nachdem dann der Bebauungsplan genehmigt war und auch alle anderen Genehmigungen vorlagen, konnte 1990 der Wiederaufbau in Angriff genommen werden. Wegebaumaßnahmen wurden notwendig, denn der vorhandene Weg reichte nicht bis zur Baustelle und mußte auch befestigt werden. Die Scheune stand in Reinshagen an einem Hohlweg, der über Jahrhunderte gewachsen war oder besser noch: sich in den Boden eingegraben hatte. Um dem „Originalschauplatz“ möglichst nahe zu kommen, wurde hier künstlich ein Hohlweg angelegt.

Der Startschuß zum Wiederaufbau der Scheune Reinshagen wurde im Oktober 1990 gegeben. Die Firma Bruno Stiefelhagen wur-



*Die Scheune
vor der
Fertigstellung*

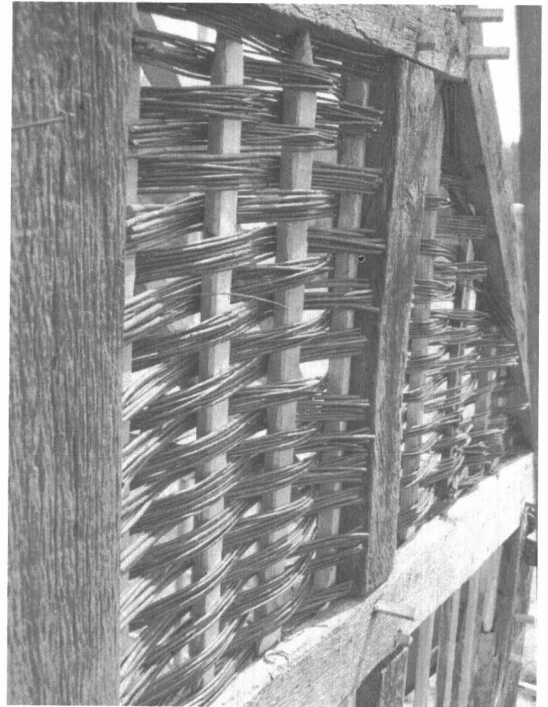


◀ Mitarbeiter des Museums beim Ausfachen einer Giebelseite

Stakung und Weidengeflecht
▼

de mit dem Wiederaufbau des Kellers beauftragt. Die Mitarbeiter haben im November dann eine kleine Grundsteinlegung vor Ort gefeiert: Wie es sich gehört, wurden in das Kellermauerwerk eine kleine Urkunde (von Friedel Schmal kunstvoll gestaltet), eine Tageszeitung und Münzen eingemauert.

Alles schien jetzt zügig voranzugehen, als uns ein Baustopp von sieben Monaten überraschte. Erst nachdem das Museumsteam die Konzeption überarbeitet und klargestellt hatte, daß die Ökologie, die Sozialgeschichte und die bäuerlich-handwerkliche Kultur unsere wichtigsten konzeptionellen und planerischen Inhalte beim Aufbau und Betrieb des Museums sind, konnte der Aufbau im Juni 1991 weitergehen. Während dieser sogenannten „kreativen Phase“ wurden bereits weitere Vorbereitungen getroffen. Seit dem Wintersemester 1990/91 war im Bauhof des Museums eine Lehrbaustelle der Fachhochschule Köln eingerichtet worden, bei der Studenten des Fachbereichs Architektur zusammen mit unseren Zimmerleuten unter der Leitung von Zimmermeister Burkhard Zinn für die Vorarbeiten zur Restaurierung des Fachwerks eingesetzt wurden: Balken für Balken wurde entnagelt und gereinigt,



schadhafte Stellen wurden abgebeilt und fachgerecht ergänzt.

Nach Ende des „kreativen Baustopps“ ging es dann erst richtig los. Dem im Sommer

1991 neu eingestellten Bauhistoriker des Museums, Dieter Wenig M.A., wurde die Betreuung des Wiederaufbaus übertragen. Nachdem der Keller fertig war, konnte das Fachwerk errichtet werden. In wenigen Tagen stand die Konstruktion.

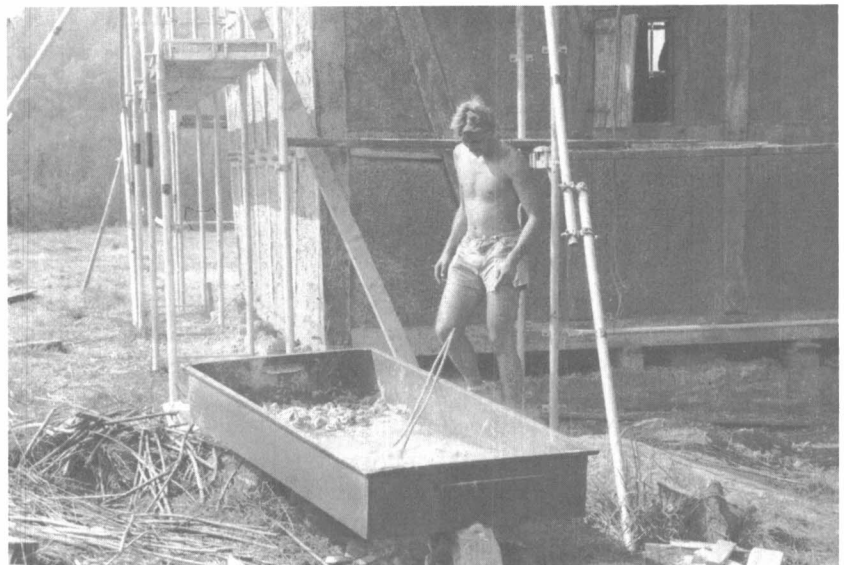
Auch hier hatten Studenten und Praktikanten der FH Köln Gelegenheit, praktische Erfahrungen zu sammeln. Am 25. 07. 1991 konnten die Mitarbeiter und alle am Bau Beteiligten das Richtfest feiern.

Inzwischen war auch schon das nächste Gewerk in Angriff genommen worden. Dipl.-Ing. Herbert Schmitz, Lehrbeauftragter für Lehm- und Flechtbau an der FH Köln, hatte mit der Ausstakung und dem Einbringen des Flechtwerks aus Weiden angefangen. Nun mußten die Lehm- und Flechtbauarbeiten beginnen. Der vor Ort gefundene Lehm wurde eingesumpft, mit Sand aufgemagert, mit einer Knetmaschine aufgearbeitet und mit Molke, Strohgehäcksel und Kuhdung versetzt. Auch dies geschah im Rahmen einer Lehrbaustelle. Wiederum wurden alle diese Arbeiten von der Landesbildstelle Düsseldorf dokumentiert, so daß später der dabei entstandene Film als Lehrfilm in Schulen, aber auch hier im Museum gezeigt werden kann.

Soweit Nägel, aber auch Bänder und Beschläge ergänzt werden mußten, wurden diese von Helmut Schmal und Oskar Mercklowski vor Ort auf einer Feldeisse entsprechend den alten Vorbildern nachgearbeitet.

Die Plane, mit der das Scheunendach zunächst geschützt war, konnte nach wenigen Tagen entfernt werden, als Dachdeckermeister Kremer und seine Männer mit der Hohlpfannendeckung auf Strohdocken begannen. Man konnte den Dachdeckern deutlich ansehen, daß ihnen diese althergebrachte Technik regelrecht Spaß gemacht hat. Letztendlich kam dann wiederum Herbert Schmitz hinzu, der jetzt alle Gefache außen mit dem traditionellen Lehmputz und einem schützenden Kalkanstrich versah. Nachdem auch die Lehmtenne festgestampft und ausgetrocknet war, konnte die Scheune endlich ihrer Bestimmung übergeben werden, was auch Mitte September 1991 mit der Einlagerung des ersten Roggenstrohs geschah.

Die Scheune Reinshagen wurde am 26. 09. 1991 im Rahmen einer kleinen Feier zusammen mit Mitgliedern des Fördervereins Bergisches Freilichtmuseum eingeweiht.



*Boris Siebenmorgen
beim Aufkochen
der Schweineborsten,
die für den Kalkputz
benötigt werden.*

„Steinreich“ war nur der Berg

Schon seit Jahrhunderten gewinnt und verarbeitet man in Lindlar Grauwacke, ein Sedimentgestein des Erdaltertums (ca. 350 Millionen Jahre alt). Den ersten Hinweis auf gewerbliche Nutzung liefert eine Urkunde aus dem Jahre 1633. Lindlar wurde dann allmählich zum Zentrum der Steinmetze. Aus allen Teilen Deutschlands drängten sie in die kleine Gemeinde. Viele machten sich selbständig und verfügten dann mit den Jahren nicht nur über ein ansehnliches Barvermögen, sondern auch über Ländereien und Häuser, so daß sie schließlich zu den größten Steuerzahlern der Gemeinde gehörten. Wirtschaftliche Schwierigkeiten führten so um 1905 herum zum Zusammenschluß vieler Kleinbetriebe. Schwerpunkt der Steingewinnung waren danach der Brungerst und die Eremitage.

Eine romantische Betrachtung der Arbeit in den Steinbrüchen rund um Lindlar von etwa 1900 bis 1945 ist in unserer hochtechnisierten und auf Maximalproduktion ausgerichteten Zeit sicher nicht angebracht. Sie war auch alles andere als romantisch, diese Zeit, in der die meisten Männer aus Lindlar in aller Herrgottsfrühe mit Schlägerkappe, Manchesterhose und einer alten Jacke bekleidet zur Arbeit marschierten. Unüberhörbar klapperten die schweren, klotzigen Arbeitsschuhe, mit dicken Nägeln beschlagen, durchs Dorf. 10 bis 12 Stunden betrug die Arbeitszeit, und da ging es manchmal schon um fünf Uhr in der Frühe los. Zeit zu einem ausgiebigen Frühstück war nicht vorhanden, ganz abgesehen davon, daß bei den meisten Arbeiterfamilien ohnehin nicht viel auf den Tisch kam. Die materielle Situation war sehr schlecht. Es gab Zeiten, da war man arm wie eine Kirchenmaus, vor allem in den Wintermonaten, wenn im Steinbruch nicht gearbeitet werden konnte. Es gab damals kein

Schlechtwettergeld und keine Arbeitslosenhilfe. Hätte man keine Ziege im Stall gehabt, dann wäre mancheiner ohne warmen „Drink“ von zu Hause losgegangen. Viele Familien hatten 6 bis 10 Kinder, und wenn man nicht ab und zu mal ein Kaninchen aus dem eigenen Stall hätte schlachten können, wäre der Hunger noch größer gewesen. Die ganze Woche gab es weder Fleisch noch Wurst, vielleicht sonntags mal ein wenig Suppenfleisch, dazu etwas Gemüse aus dem eigenen oder gepachteten Garten. Hinzu kamen oft die schlechten Wohnverhältnisse. Man saß zusammengedrängt in kleinen und feuchten Wohnungen. Der eine oder andere Steinbrucharbeiter wird sicher morgens auf dem Weg zur Arbeit an die schlechte Ernährungslage und die damit verbundenen Krankheiten in der Familie gedacht haben. Ohnehin schmerzte schon beim Aufstehen der Rücken, der Ischiasnerv drückte, und der Steinstaub saß oft tief in der Lunge - kein Wunder, wenn man als Steinhauer mit mehreren in einer kleinen Hütte arbeitete und man sich beim Bearbeiten der Steine den Staub gegenseitig ins Gesicht blies. Da wurde man durstig und schickte den Lehrling in die Gaststätte „Pennhong“, einen Eimer voll Schnaps holen, den man dann mit einer alten Tasse gierig löffelte und mit großem Vergnügen trank. Schnaps war auch ein Motivationsschub, den man ab und zu bei der schweren Arbeit brauchte und der so vieles vergessen ließ. Bezahlt wurde der Schnaps in der Gaststätte nicht. Dort führte man eine Strichliste, die am Monatsende dem Arbeitgeber zugestellt wurde, der dann das Geld dafür vom Lohn der Steinhauer einbehielt. Oft blieb so am Monatsende nicht mehr viel übrig, und es kam vor, daß die Ehefrauen am Lohntag im Büro erschienen, um die Lohntüte abzuholen, und nur mit ein paar Groschen nach Hause gingen. Da blieb



Auf dem Brungerst 1925

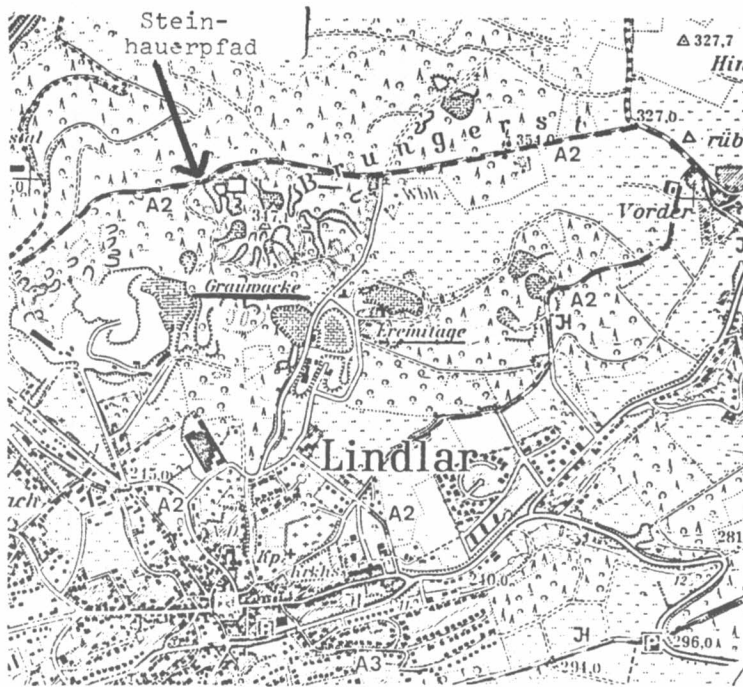
es nicht aus, daß in solchen Fällen gelegentlich die Kinder mittags dem Vater einen blankgescheuerten Henkelmann ohne Essen brachten, mit ein paar Zeilen von der Frau: „Ich wünsche Dir guten Appetit“. Dann half eben nur wieder eine Tasse Schnaps, und weiter ging es mit der Arbeit.

Der Stößer im Bruch hebelte mit Brechstangen den schweren Stein aus der Wand oder zerteilte ihn durch Keilen und Spalten auf die erforderlichen Maße und lud dann die Rohlinge, zum Teil mit einem Stückgewicht von ca. 10-20 Kilogramm in die Kippwagen. Der Steinkipper saß unter seinem offenen Holzdach, machte hammerrechte Bruchsteine, Bordsteine oder Abdeckplatten, der Steinmetz arbeitete an einem Grabstein mit Inschrift, stockte, flächte und scharrierte Werksteine für sakrale und öffentliche Bauten, und der Steinhauer spitzte und bossierte Bogen- und Widerlagersteine für den Brückenbau oder mach-

te Treppenstufen, Abdecksteine und Pfeilerdeckel. Die Hilfsarbeiter schaufelten den Abraum in die Kipploren, schoben sie mühselig über das Gleis zur Halde oder luden schwere Steine versandfertig auf Plateauwagen, die dann von einem Pferd über ein weitverzweigtes Schienennetz zum Bremsberg gezogen wurden. Dazwischen der Schmied, eine wichtige Persönlichkeit, war er doch für den Zustand der Werkzeuge und Gerätschaften verantwortlich. Außerdem kochte er jeden Tag ca. 100 Liter Tee, den sich jeder kostenlos aus dem großen Kessel in der Schmiede holen konnte.

Es war nicht nur eine schwere Arbeit in den Steinbrüchen, sondern man hatte auch viele Ausfallstunden. Wenn es regnete, saß man oft stundenlang in der Kaffeebude oder wartete zu Hause auf Wetterbesserung. Bei gutem Wetter wurden dann die Ausfallstunden nachgeholt. Im Winter lief nichts mehr.

Der Steinhauerpfad in Lindlar



Der Steinhauerpfad führt durch das Steinbruchgelände in Lindlar mit der Bezeichnung „Brungerst“ (347 m). Er beginnt an der Schutzhütte des Wanderweges A 2 (beschildert)

Der Steinhauerpfad wurde im Jahr 1977 angelegt, um nachzuvollziehen, welchen Weg und welchen Arbeitsplatz in früheren Zeiten die Steinhauer hatten. Ruinen der Arbeitshütten zeigen, wie beengt man früher arbeiten mußte. (Weitere Informationen: Verkehrsamt Lindlar)

Die Herbstwanderung des Fördervereins wird u.a. den Steinhauerpfad berühren (s. S. 49)

Man suchte Arbeit bei den Bauern in der Landwirtschaft oder im Wald, fuhr mit der Kleinbahn nach Marienheide oder mit dem Zug nach Remscheid in die Fabrik. Für andere vermittelte die Gemeinde sogenannte Hand- und Spanndienste, das bedeutete zweimal in der Woche Arbeit beim Gräben ausheben, beim Schneeräumen oder Gartenarbeit in öffentlichen Anlagen.

Viele Familien haben aus Reisig Besen gebunden, daher auch der Name „Besems Lenkeln“, also: Besen-Lindlar. Im Sommer verdienten die Steinhauer mehr als der Bürgermeister, aber im Winter schaute die Armut durch manches Fenster. Die Frauen hatten es dann mit den Kindern besonders schwer. In den Geschäften ließ man anschreiben und zahlte im Sommer seine Schulden. Waren die Geschäfte aber nicht mehr bereit, Ware auf Pump abzugeben,

dann spielten sich vor allem in den Lebensmittelläden erschütternde Szenen ab, wenn man um die dringend notwendigen Nahrungsmittel betteln mußte. Die Frauen arbeiteten von früh bis spät in Haus und Hof, den Rücken gebeugt von der vielen Arbeit und doch, gestärkt im christlichen Glauben, voller Hoffnung und Lebensmut. So stand man es durch. Ehescheidungen kannte man nicht.

Die Männer waren inzwischen schon gezeichnet von der schweren Arbeit im Steinbruch, von der schlechten Ernährungslage und oft auch vom Alkoholkonsum. Dann war es nur noch eine Frage der Zeit, wann der Körper und insbesondere die Lunge, gefüllt mit Steinstaub, nicht mehr mitmachte. Viele der Steinhauer starben zwischen 40 und 50 Jahren, und Lindlar nannte man das witwenreiche Dorf. War der Mann gestorben, begann für die Familie erst recht das

Elend, denn die Steinstaublunge war als Berufskrankheit nicht anerkannt. Erst in den dreißiger Jahren, als sich der damalige Chef- arzt des Lindlarer Krankenhauses, Dr. Meinerzhagen, für die Witwen einsetzte und später die Anerkennung der Staublunge als Berufskrankheit offiziell durchsetzte, gab es eine kleine Rente.

Ansonsten bekam man zusätzlich etwas Geld aus der von den Steinhauern selbst ge- gründeten Sterbekasse. Es war eine Gemein- schaftskasse, in die jeder Arbeiter zu Lebzei- ten monatlich einige Groschen einzahlte, so daß in Sterbefällen den Familien ein kleiner aber hilfreicher Betrag ausgezahlt werden konnte. So gesehen waren die Lindlarer Steinhauer Vorreiter unserer heutigen sozia- len Absicherung. Aus dieser Gemeinschaft entstand dann auch die Steinhauergilde, die bis auf den heutigen Tag den Heiligen Reinoldus als Schutzpatron verehrt. Jedes Jahr im Januar feierte man das Reinoldusfest mit dem berühmten „Großvattersch-Umtrunk“ (ein Weinglas voll Schnaps mit 2 Löffeln

Zucker). Dann war man fröhlich und für ein paar Stunden sorgenfrei.

Im Frühjahr marschierte man dann wieder in aller Frühe zur Arbeit auf den „Brun- gerst“ oder zur „Eremitage“. Und alles war wieder wie die Jahre vorher. Schwere Arbeit im Steinbruch, eine schlechte finanzielle Lage, oft krank, ohne zu Hause bleiben zu können - und trotzdem gingen die Männer aus den Steinbrüchen nach Feierabend - die Schlägermütze schief auf dem Kopf - den leer gekratzten Henkelmann unterm Arm, manchmal auch ein wenig schwankend, durchs Dorf. Was brachte man mit nach Hause? Nicht viel mehr als das, was man all die vielen Jahre mitgebracht hatte: Ein deso- lates Kreuz, Ischiasbeschwerden, eine zube- tonierte Lunge, vielleicht aber auch ein we- nig Fröhlichkeit, die dann spätestens beim Abendgebet mit der Familie zu einem Fun- ken Hoffnung wurde.

Können wir heute noch nachvollziehen, was diese Menschen bewegte?

Aus dem Jahresprogramm 1992

- | | |
|----------------|---|
| 27. Juni 1992 | Besichtigung des alten Bahnbetriebes mit Ringlokschuppen, Dreh- scheibe, historischen Dampfloks und alten Waggons der Stiftung Herrmann Haeck |
| 12. Sept. 1992 | Führung zu den neu errichteten Gebäuden im Gelände des Bergi- schen Freilichtmuseums Lindlar mit anschließendem Sommerfest |
| 13. Okt. 1992 | Geschichtliche Wanderung rund um Lindlar: historische Schmiede, Bildstöcke, Wegekreuze, Kapelle Klause, Steinbrüche |
| 27. Nov. 1992 | Mitgliederversammlung |

Wichtige Hinweise:

- Änderungen zum Jahresprogramm sind vorbehalten.
- Die Mitglieder des Fördervereins erhalten zu jeder Veranstaltung - wie auch zu Ver- anstaltungen des Museums - eine gesonderte Einladung. Gäste sind zu allen Veranstaltungen willkommen.

Anja Grünhage

„. . . roch man gleich die Armut.“

Kann Armut im Museum dargestellt werden?

„Im engen Dall, eingezwängt zwischen Burgberg und der Altwicke, roch man gleich die Armut. Kaum fiel ein Sonnenstrahl bis in den Bachgrund, und es gab nur ein wirkliches Haus dort, eines mit mehreren Zimmern. Und das gehörte dem Förster Clouth in der Burgwies. Alles andere waren Hütten mit einem einzigen Raum, in dem die Familie mit den Vieh hauste, mit Hühnern, Enten und Ziegen“ (Everwyn, S.23).

Dieses Zitat stammt aus dem historischen Roman „Für fremde Kaiser und kein Vaterland“ von Klas E. Everwyn. Der Roman orientiert sich sehr genau an historischen Quellen über die Zeit der französischen Besetzung des Bergischen Landes, wobei das Leben des Tagelöhnersohnes Gerard Rörich im Mittelpunkt der Beschreibung steht. Die Darstellung der kargen und entbehrungsreichen Jugend der Hauptperson bis hin zu seiner Auswanderung nach Amerika vermittelt einen Eindruck von der im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert im Bergischen Land vorherrschenden Armut und der daraus resultierenden Eingrenzung der Lebenschancen.

Armut soll im Museum nicht ausgeklammert werden. Den Anspruch, den das Bergische Freilichtmuseum sich stellt, beschreibt Hans Haas so: „Wir wollen den Besuchern nicht die gute alte Zeit vorgaukeln, sondern das mühsame Leben der armen bergischen Bauern und Handwerker in und mit der Natur.“

Der Begriff Kultur hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. So wurde durch den Verlust der alten kulturellen Identität und der Nivellierung der sozialen Unterschiede nach dem Zweiten Weltkrieg der Kulturbegriff erweitert auf die Kultur des Alltags, also die Kultur des „kleinen Mannes“. Die Volkskunde

als Wissenschaft hat sich darüber hinaus der sich entwickelnden Gesellschaft zugewandt.

Möglichkeiten der Präsentation der Alltagskultur bietet vor allem das Freilichtmuseum. Es ist bekannt als Ansammlung alter Häuser, Vermittler nostalgischer Gefühle und Ort für kulturelle Spaziergänge. Der wissenschaftliche Anspruch besteht allerdings darin, den musealen Hintergrund der Museumsobjekte durch Forschungen zu belegen. Die Objekte werden in funktionalen, sozialen und historischen Zusammenhängen präsentiert. Der veränderte Kulturbegriff hat nun zur Folge, daß nicht mehr das Besondere von Bedeutung ist, sondern das überall Vorhandene, nicht die Form, sondern die Funktion, nicht das Resultat, sondern der Prozeß. Allerdings muß hierbei beachtet werden, daß auch wissenschaftliche Aussagen nur begrenzt sind, denn sie sind vorläufig und zeitgebunden. Zudem bieten unkommentierte Freilichtmuseen Gelegenheiten zu Fehldeutungen; bei schönem Wetter denkt kein Besucher an Armut.

Die im Bergischen Land vorherrschende Armut war aufgrund natürlicher Gegebenheiten bedingt. Die kargen Böden gestatteten fast ausschließlich nur eine minderintensive Weidewirtschaft. Die ausgedehnten Obstwiesen waren wegen des schlechten Wetters wenig ertragreich und die Produkte kaum konkurrenzfähig. Die engen, wasserreichen Täler gestatteten keine ausgedehnten Industrieansiedlungen. Das Bergische war daher seit jeher eine wirtschaftlich arme Gegend.

Armut ist relativ, d.h. sie wird in Abhängigkeit von den allgemeinen Lebensumständen und Bedürfnissen gewertet. Beispielsweise wird in einem Bericht des Lindlarer Bürger-

meisters Hofstadt über das Armenwesen im Bergischen im 18. Jahrhundert mitgeteilt, daß die meisten kleineren Bauern und ärmeren Gemeindeglieder an den Sonntagen fast nur Kittel trugen, 30 Jahre später wurde allerdings ein Rock für den Kirchgang als unentbehrlich angesehen (Gerst, 1990).

„Der Verdienst reichte daher gerade für das Notwendigste. Immerhin besaß Gerard jetzt ein Paar feste Schuhe, ein wollenes Wams und zwei Paar Kniehosen, dazu einen blaugefärbten Kittel und drei knielange Leinenhemden. Am Sonntag nach der Messe konnte er sich sogar einen Zwei-Stüber Schnaps beim Lütz in Dattenfeld leisten wie andere Burschen seines Alters. Nur mit seinen Zähnen stand es nicht zum besten wie bei fast allen Leuten hierzulande. Sie waren schadhafte; einige waren ihm bereits ausgefallen“ (Everwyn, S.65).

Und diese Kleidung war meist alles, was die ärmere Bevölkerung besaß.

Wie können nun Armut und ihre entsprechenden Hintergründe im Bergischen Freilichtmuseum präsentiert werden?

Die durch die natürlichen Gegebenheiten verursachte Armut wurde zudem noch verstärkt

durch das geltende Erbrecht. Während im nördlichen Teil des Bergischen Landes das sog. Anerbenrecht üblich war, bei welchem der jeweils älteste männliche Nachkomme den gesamten Hof erbte und seine Geschwister auszuzahlen hatte, war im Süden des Bergischen Landes die Real-erbteilung üblich. Bei der Realteilung wird das Erbe unter den gleichberechtigten Erben aufgeteilt.

In Steinscheid werden die Grundmauern eines zeitweise vierfach geteilten Wohnhauses zu besichtigen sein. Das Prinzip der Realerbteilung führte zu dieser Aufteilung ebenso wie zu der Parzellierung des Grund und Bodens. Dieser war nun nicht mehr wirtschaftlich und zog damit die Verarmung nach sich. Gerst dokumentiert die ärmlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts in Steinscheid, ein Großteil der dort ansässigen Bevölkerung, nämlich insgesamt 21, waren zum Bezug von im Preis herabgesetztem Brot berechtigt. Desgleichen hatten in Steinscheid im Jahr 1853 mehrere Personen wegen völliger Mittellosigkeit Anspruch auf unentgeltliche ärztliche Versorgung durch den Armenarzt; in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts waren drei Familien in Steinscheid wegen Krankheit oder Erwerbsunfähigkeit

Fotografiert am
31.5.1951:
Elendsquartiere.
Wohnung in einer
Baracke an der
Diesterwegschule,
Gummersbach.

(Oberbergischer Kreis,
Heimatbildarchiv,
Nr. 5331)





Georges Rouault, *Miserere*, Blatt 4

higkeit auf Geldzuwendungen aus dem Armenfonds angewiesen. Der einzige Bewohner Steinscheids, der ein Ackergut seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Steinscheid halten können - Hubert Schmitz - zog mit seiner Familie nach Siegburg, wo er dem Beruf des Kohlehändlers nachging (Gerst 1991, S. 51).

Schlechte Wohnverhältnisse und miserable hygienische Zustände gingen mit der Armut einher. Es wird im Bergischen Freilichtmuseum u.a. ein Kleinstwohnhaus aus Hilden zu sehen sein, in dem auf 20 m² die ganze Familie lebte. Ein weiteres Kleinstwohnhaus aus Ittertal, das aus zwei Stuben mit insgesamt nur 35 m² besteht, ist ein typisches Beispiel für die ärmlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen der bergischen Bevölkerung.

Zusätzliche Informationen bieten volkswissenschaftliche Interviews, so z.B. das Interview von Angela von Rennenberg mit Frau Tibus, einer Bewohnerin des Fachwerkhauses aus Windeck-Hoppengarten:

(RB = v. Rennenberg
FT = Frau Tibus)

RB: Der Vater hat ja auch sehr viel selber ...ja, tapeziert nicht direkt, der hat oben die Wände mit Schablone bemalt und.

FT: Jeklischt. (Das Bespritzen der Wände mit Farbe, mit einem Reisigbesen)

RB: Also sie haben gesehen, wie das oben gemacht wurde.

FT: Oben. Ungen wwar die Tapete, das war dann wieder teuer. Also könnte ich mir eigentlich nit vorstellen, dat ungen sojet gewesen ist.

Allerdings wird die Präsentation von Armut begrenzt durch die Tatsache, daß die banalen Dinge des Alltags durch den Gebrauch nur noch in geringem Maße vorhanden sind. Wertvolle Prestigeobjekte sind eher zu sammeln als einfache Gegenstände wie Körbe, Textilien usw., die einem starken Verschleiß ausgesetzt waren sowie wieder und wieder repariert wurden. Hinzu kommt, daß der ganzheitliche Anspruch, d.h. die Einbettung des Museumsobjektes in seinen historischen Zusammenhang, nicht leicht zu verwirklichen ist, denn die Mensch-Objekt-Beziehung ist schwer darstellbar. Es besteht die Gefahr, daß Freilichtmuseen als Kulisse für Betriebsausflüge dienen und der Besucher die Vergangenheit als verklärte Idylle erfährt. Informationen seitens des Museums sollen allerdings die „Vorurteile“ der Besucher nutzbar machen und sie in einen realistischen Bezug setzen. Dies ist Aufgabe der Museumspädagogik, die über Informationen (Schrifttafeln, Handzettel, Video usw.) den Bezug zur Gegenwart herstellen will. Es sind bereits Projektwochen mit der Hauptschule Lindlar durchgeführt worden. Später werden auch Suchspiele, Arbeitsbögen oder Rollenspiele angeboten.

Dieser Bildungsauftrag ist natürlich auch zu dem hier genannten Thema zu realisieren. Reisen bildet! Aber inwiefern bildet eine Reise in die Vergangenheit, die uns die Armut der Vorfahren vor Augen führt? Betrachtet man Objekte als Zeichen vergange-

ner Lebensformen, als Teil vergangener zwischenmenschlicher Beziehungen, hat das Museum die Funktion, die Lebensspuren zu dechiffrieren, d.h. zu entschlüsseln. Wie Kommissar Maigret den Tathergang rekonstruiert, um einen Mordfall zu lösen, wird hier Geschichte aufgehellert. Das ist Aufgabe sachkundlicher Forschung. Beispielsweise stellte Korff Überlegungen an, daß das Zusammenschlafen mehrerer Personen in einem Bett, wie es bis ins 19. Jahrhundert üblich war, zu einem Gefühlshaushalt geführt haben kann, der impulsive Reaktionen auf der Berührungsebene herabsetzte. Aus einer Untersuchung im ländlichen Bayern im 19. Jahrhundert geht hervor, daß, so Korff, „die zwischenmenschlichen Beziehungen in befremdlicher Weise gefühlsarm, spracharm und rigoros“ waren.

Gelingt es dem Bergischen Freilichtmuseum, einen Eindruck zu vermitteln, wie die sogenannte „heile Welt“ tatsächlich früher aussah, besteht die Chance, ein Geschichtsbewußtsein zu wecken, das es möglich macht, die Gegenwart an der Vergangenheit zu messen, positive Entwicklungen zu erkennen und negativen Erscheinungen entgegenzuwirken. Dies ist insbesondere für das Thema Armut wichtig, da hier die Quellenlage

sehr schlecht ist. Allenfalls aus Gerichtsprotokollen, wenn die Obrigkeit Disziplinierungs- und Unterdrückungsversuche unternahm, kommt eine gefilterte Darstellung der Lebensumstände zutage, autobiographische Skizzen gibt es nicht.

„Die Mutter kannte er nur als einen schwarzgekleideten schweigsamen Schatten in der düsteren, stinkenden Hütte, der dort herumhantierte und im Winter Garn spann und sich hin und wieder aufmachte, um im Busch Schanzholz und Kräuter zu holen. Sie war von Eitdorf gekommen, oder der Vater hatte sie von dort geholt, und sie hatte zwei Kinder bekommen, erst den Gerard und zwei Jahre drauf die Anna, und hatte dann zu reden aufgehört. Der Hunger und die Armut hatten ihr den Mund verschlossen“ (Everwyn, S. 11).

Literaturnachweis: Ewervyn, Klas E.: Für fremde Kaiser und kein Vaterland. 2. Aufl., Würzburg 1986; Hans Haas: Geschichte der „kleinen Leute“. In: Soester Anzeiger Nr. 121 v. 26./27.05.90; Gerst, Thomas: „Da schleicht Erinnerung heimlich sich zu Dir“. Lindlar 1990. S. 201; Gerst, Thomas: Der Weiler Steinscheid. Lindlar 1991, S. 49-51; Korff, Gottfried: Wie man sich bettet so liegt man. In: Bedal, K., Heidrich, H.: Freilichtmuseum und Sozialgeschichte. Bad Winsheim 1968



Das Kleinstwohnhaus aus Solingen-Ittertal (hier am alten Standort) soll im Freilichtmuseum wiedererrichtet werden

Mirjam Nemitz

Vom Flachs zum Leinen

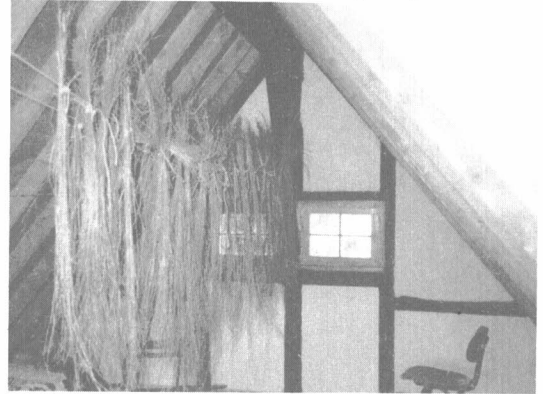
Textilunterricht zu historischen Produktionsverfahren der Leinenherstellung im Schulzentrum Lindlar

Historische Themen im Unterricht sind oft spannend und gut; oft kommen solche Themen besser an, wenn sie „handlungsorientiert“ sind, sprich: praktisches Tun damit verbunden ist; ideal ist es, wenn „handlungsorientierte historische Themen“ auch noch von besonderer „Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung“ sind ...

So ähnlich ließe sich aus pädagogischer Sicht das beschreiben, was Schülerinnen und Schüler der Hauptschule Lindlar im 9. Schuljahr am Thema „Vom Flachs zum Leinen“ erlebt, erfahren und gelernt haben: Ausschlaggebend für die Wahl dieses Themas war die Beobachtung, daß Flachs, der Grundstoff für das Leinen, in letzter Zeit in den Medien neu entdeckt wird als „nachwachsender Rohstoff“. Nicht nur, daß die Verbraucher immer mehr auf synthetische Produkte zugunsten natürlicher Stoffe verzichten, nicht nur, daß Flachs als Faserlieferant auch außerhalb des textilen Bereichs in der Industrie eine Rolle spielen wird, sondern die Leinenherstellung beweist auch, daß Recycling bei der Verarbeitung natürlicher Stoffe oft bereits inbegriffen ist und nicht erst erfunden zu werden braucht...

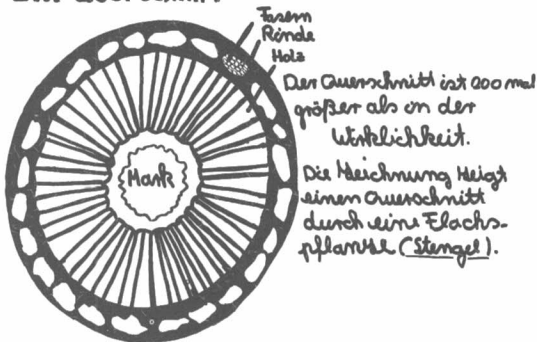


Der Flachs wird im Schulgarten „gerauft“.



Im Speicher des Schulgartenhauses trocknet der Flachs.

Ein Querschnitt



Aber alle diese Überlegungen stellten die Schüler erst im Laufe der Unterrichtsreihe an, lange nachdem sie das Projekt im Mai 1991 im Schulgarten begonnen hatten: mit dem Säen von Leinsamen. Bis zum Sommer mußten sie warten - und sich zwischendurch mit anderen Themen befassen - bis sich aus den Blüten Samenkapseln gebildet hatten und der Flachs eine Höhe von 80 bis 100 cm erreicht hatte. Nun wurde gerntet. Man nennt diesen Arbeitsschritt „Raufen“, da die Pflanzen von Hand mit den Wurzeln



Schüler bearbeiten den Flachs mit dem „Schwingbrett“ (oben) und der „Hechel“ (unten)



ausgezogen werden, um keinen Zentimeter Faser zu verschenken. Nun wurde der Flachs im Gartenhaus getrocknet, später mit

Hilfe von selbst gebauten Geräten geriffelt: „Riffeln“ bedeutet, daß die Samenkapseln von den Flachsstengeln getrennt werden.

Nach dem Riffeln wurden die Flachsstengel zur „Tauröste“ im Schulgarten ausgelegt. Für die Fasergewinnung müssen die Fasern im Flachsstengel gelöst, d.h. von der äußeren Rinde und dem inneren Holzkern befreit werden. Das ist nur möglich, wenn der natürliche Verbund der Bestandteile des Stengels aufgelöst worden ist. Dies geschieht in einem Fäulnisprozeß („Rösten“, „Rothen“ oder „Rotten“ genannt), bei dem die Stengel einem Wechsel von Nässe und Trockenheit sowie Temperaturschwankungen ausgesetzt werden.

Nach diesem Arbeitsschritt wurden die Stengel bündelweise im Dachstuhl des Gartenhauses zum Trocknen aufgehängt. Beim „Brechen“ müssen die Stengel gut getrocknet sein. Dabei wird eine Handvoll Flachsstengel auf ein parallel angeschärftes Eisen - „Brake“ oder „Breche“ genannt - gelegt und durch Herunterklappen des Hebels eingedrückt. Der hölzerne Kern des Stengels zersplittert dabei. Dies muß so häufig wiederholt werden, bis der ganze Stengel eingedrückt und der größte Teil des Holzes („Schäben“) herausgefallen ist.

Sowohl die Brake als auch die anderen noch zu beschreibenden Geräte stellte uns das BERGISCHE MUSEUM FÜR BERGBAU, HANDWERK UND GEWERBE in Bergisch-Gladbach-Bensberg leihweise zur Verfügung.

Um die beim Brechen zurückgebliebenen Holzteilchen auszuschlagen, sind weitere Arbeitsschritte notwendig. Man bedient sich des „Schwingbretts“. Es besteht aus einem aufrecht stehenden Brett und einem hölzernen „Schwingmesser“. Durch Reiben und Schlagen wird der Flachs von den Schäben befreit.

Um die Fasern weiter zu trennen, braucht man eine „Hechel“, ein Brett mit runden oder vier-eckigen Gruppen senkrecht stehender 5 - 6 cm langer Eisenstifte, durch die der Flachs gezogen wird. Durch das Hecheln sollen die letzten Holzteile entfernt, die Fasern aufgespalten und parallel gelegt sowie Wirrfasern und kurze Fasern entfernt werden.

Als die Schülerinnen und Schüler die nunmehr herausgelösten weichen Fasern in der Hand hielten, konnten sie erahnen, wieviel Arbeit es noch sein würde, diese Fasern zu Garn zu spinnen und weiter auf dem Webstuhl zu Leinen zu verarbeiten. Sie hatten eine Beziehung zu dem Arbeitsprozeß bekommen, von dem ein altes Sprichwort sagt: „Durch 72 Hände geht der Flachs, bis er als Hemd getragen wird.“

Sie haben erfahren, wie entbehrungsreich das Leben unserer Vorfahren gewesen sein muß, die weder Baumwolle noch Kunstfasern zur Verfügung hatten, sondern sich sozusagen von den Flachsfeldern kleiden mußten....

Sie haben gemerkt, wie stark unsere Sprache heute noch durchsetzt ist mit Begriffen aus der Flachsverarbeitung, ohne jedoch endgültig klären zu können, ob auch das „Lingebachtal“ etymologisch auf „Leinen“ zurückgeht...

Sie haben aber auch den Flachs als eine „alte Recycling-Pflanze“ kennengelernt, die heute wieder angebaut wird, um industriell weiterverarbeitet zu werden, und die Impulse setzt für einen bewußteren Umgang mit unseren ökologischen Grundlagen.

„Historischer Textilunterricht“ im Gartenhaus des Schulzentrums Lindlar mit Geräten aus dem Bergischen Museum für Bergbau, Handwerk und Gewerbe Bensberg (Fotos: Archiv Hauptschule Lindlar)



Robert Wagner

Die Herren von Heiligenhoven gingen, und Hitler wäre beinahe gekommen . . .

Schülerinnen und Schüler der Klasse 10B der Hauptschule erforschen die „Rentengutsache Heiligenhoven“

Herren und Pächter

Unzertrennbar verbunden ist das Bergische Freilichtmuseum mit der Geschichte von Heiligenhoven, war doch beispielsweise der Weiler Steinscheid, Kernstück des Museumsgeländes, zum größten Teil Pachtland von Heiligenhoven:

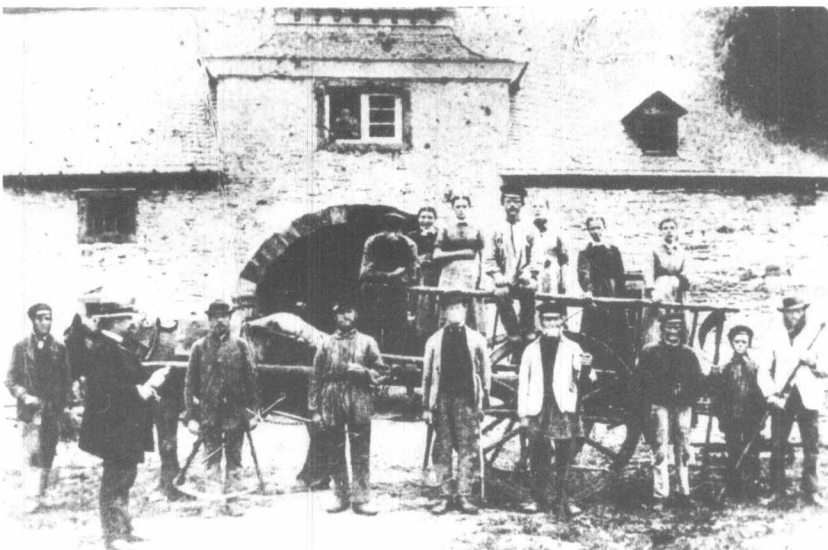
„Ich, Wilhelm Peters, Steinscheid, bin Sohn der seit mehr als 90 Jahren auf dem bisher nach Heiligenhoven gehörigen Gute ... ansässigen Pächterfamilie, ich selbst bin seit 1906 Pächter des Gutes Steinscheid.“

So steht es in einem Beschwerdebrief vom 4. Dezember 1931 an den Minister für Volkswohlfahrt in Berlin. Worüber aber haben sich die ehemaligen Pächter von Heiligenhoven 1931, knapp zwei Jahre vor der Mach-

tergreifung Hitlers, beim Minister in Berlin zu beschweren?

Wenn auch die Alltagsgeschichte, die „Geschichte des kleinen Mannes“, zum Schwerpunkt der Betrachtung im Bergischen Freilichtmuseum gehört, so läßt sich die Geschichte der „einfachen Leute“ dennoch nicht erklären, ohne auf die „Herren“ einzugehen, in diesem Fall auf die Herren von Heiligenhoven:

Eine Glanzzeit erlebt Schloß Heiligenhoven in seiner mehr als 600 Jahre langen Geschichte zu Beginn des vorigen Jahrhunderts: Die Familie von Fürstenberg, die den Besitz 1791 erworben hat, baut das Schloß Oberheiligenhoven aus, versieht es mit einem Zinnenkranz und macht es zur „Residenz des Landrats des 1815 gebildeten



Auf dem Schloßplatz Heiligenhoven mit der Vorbürg im Hintergrund um 1900. Der Rentmeister des Freiherrn von Fürstenberg gibt die Tagesarbeit bekannt.

Landkreises Wipperfürth ..., als Freiherr Egon von Fürstenberg-Heiligenhoven dieses Amt von 1865 bis 1887 innehatte“ (Rhein. Berg. Kalender 1985, S. 63)

Es klingt wie ein Zufall: An den Kreis Wipperfürth verkauft die Baroness Thea von Fürstenberg fast ihren gesamten Besitz, den sie von ihrem 1925 verstorbenen Vater, Friedrich Reichsfreiherr von Fürstenberg geerbt hat, als sie gegen Ende der 20er Jahre in große wirtschaftliche Schwierigkeiten gerät. Was aber geschieht nun mit den zu Heiligenhoven gehörenden Ländereien, die vom Hölzer Kopf im Süden bis Falkenhof im Norden, von Scheller im Westen bis Voßbruch im Osten reichen?

Dieser Frage sind 16 Schülerinnen und Schüler der 10. Klasse der Hauptschule Lindlar 1990 nachgegangen. Sie forschten bei den heutigen Eigentümern der Höfe, im Gemeindearchiv Lindlar und versuchten, weitere Zeitzeugen zu befragen. Sie spürten auf, wie hart im Einzelfall das Schicksal der Bauern gewesen ist, sie erfuhren aber auch, daß in den 30er Jahren der größte Teil der zu Heiligenhoven gehörenden Waldungen von Insassen des Arbeitsdienstlagers Heiligenhoven gerodet wurde und auf diesem „Rodland“ eine Mustersiedlung errichtet wurde. Dieses Arbeitsdienstlager hätte Adolf Hitler persönlich besucht, wäre nicht der Röhm-Putsch dazwischen gekommen...

Ein teurer Kaufpreis für die selbst bewirtschaftete Scholle

Bleiben wir in den 20er Jahren: 1929 wird fast der gesamte Landbesitz an den Kreis Wipperfürth verkauft, drei Jahre bevor Lindlar und Wipperfürth dann zum neu gegründeten Rheinisch-Bergischen Kreis kommen. In der Zusammenfassung der Schüler heißt es:

1931 werden die ehemaligen Pächter gezwungen, ihre Pachthöfe zu kaufen. Man droht dem Sinne nach: Wer nicht kauft, muß

ausziehen! Der Kreis Wipperfürth will die Höfe zu einem den ehemaligen Pächtern viel zu hoch erscheinenden Preis verkaufen.

Die neuen „Siedler“ unterschreiben auch die Vorverträge, doch am 15. Oktober 1931 wenden sich einige von ihnen in einem Be-



Der Halfeshof, eines der älteren Pachtgüter im Voßbruchtal

schwerdebrief an den Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forste in Berlin: jeweils der Pächter von Unterheiligenhoven, Steinscheid, Scheller, Holz und neun Pächter aus der Ortslage Voßbruch süd-östlich des Schlosses. Nicht erwähnt bei den Beschwerdeführern werden die Pächter einer Reihe von Höfen, die der Kreis aus dem Rentengut Heiligenhoven ebenfalls verkauft hat, wie zum Beispiel der Krähenhof, der Reuschhof, der Hof Huth in Unterheiligenhoven, der Hof Rameil in Merlenbach (Sülztal) sowie das staatliche Gut (Falkenhof). In dem Beschwerdebrief heißt es:

„Wir die Nachgenannten und Endesunterzeichneten Landwirte ... waren bis zum Schluß des Jahres 1929 Pächter je eines Pachtgutes, um Rittergut Heiligenhofen gehörend und zwar durchweg schon jahrzehntelang, in einigen Fällen bewirtschafteten unsere Vorfahren schon jahrzehntelang diese Pachtgüter. In dem vorgenannten Jahr erwarb der Kreis Wipperfürth das vorerwähnte Rittergut bis auf einen kleinen Rest, um

es gemäß den Bestimmungen des Reichsiedlungsgesetzes vom 11.8.1919 in Siedlungsstellen aufzuteilen. Mit uns trat der Kreis in Verhandlung ein, uns die bisher innegehabten Pachtgüter als Rentensiedlungsgüter zu überlassen.“ (Gemeindearchiv Lindlar, Akte „Rentengutsache Heiligenhoven“, o.Nr.)

Über den Verlauf der Verhandlungen äußern sich die Siedler an anderer Stelle:

„... man schwieg sich aber beharrlich über die Vertragsbedingungen aus, bis wir an dem für uns denkwürdigen Tage in die Gastwirtschaft 'Zur Schweiz' [heutige Gaststätte „Akropolis“ in der Pollerhofstraße] in Lindlar vorbeischieden wurden und hier nach kurzer Anweisung der Grenzverlauf einer auf dem Verhandlungstische ausgebreiteten Karte an Ort und Stelle unterschreiben mußten. Unser anfängliches Zögern bei den auch für die damals noch günstigeren Zeit zu hohen Preise beantwortete [man] ... kurz und bestimmt mit den Worten: 'Wenn Du es (das Siedlungsgut) haben willst, dann unterschreibe, sonst gehe; es sind hundert andere, die es gerne haben wollen'. Wir ... waren ... im Glauben, daß man uns im Handumdrehen von der uns lieb und teuer gewordenen Scholle verjagen könne, wenn wir uns nicht fügten. Wird doch hierdurch der Landwirt an der empfindlichsten Stelle getroffen.“ (GAL, s.o.)

Weder das Schreiben an den Landwirtschaftsminister, noch die Kopie des Beschwerdebriefs an den Landeshauptmann der Rheinprovinz führen zum Erfolg. Letzterer teilt den Landwirten am 23.11.1931 kurz mit, daß eine Herabsetzung der Preise nicht verlangt werden könne. Die Pächter lassen aber nicht locker in ihrem Kampf, in dem sie von Polizeikommissar Johann Kühlheim unterstützt werden. Johann Kühlheim, der Vater des bekannten Lindlarer Heimatforschers, war in der Mühle Unterheiligenhoven groß geworden und ein Verwandter des damaligen Besitzers Johann Müller. In ihrer Not entschließen sich die ehemaligen Pächter, sich an den Minister für Volkswohlfahrt in Berlin zu wenden. Da sie zu diesem

Zweck ihre Not sehr konkret schildern, erfahren wir in dem Brief an den Minister interessante Angaben zu den Pachthöfen und zur wirtschaftlichen Situation der Pächter, so zum Beispiel zur Mühle Unterheiligenhoven und ihren Gebäuden:

„Ich, Johann Müller, Unter-Heiligenhoven, wohne seit 1896 als Pächter auf diesem Gute, und zwar als Nachfolger meiner Schwiegereltern, die im Jahre 1859 dort einzogen. Im Jahre 1918 starb meine Ehefrau. ... Mein Sohn Johann fiel 1915 als 8. Jäger in den Vogesen. Meine Tochter ... ist mit Albert Heitz verheiratet, sie haben drei Söhne. Wir leben [mit meinem Sohn Kaspar] in einem Haushalt zusammen.

Ich zahlte vor dem Kriege für dieses Gut, bestehend aus kleiner Wassermühle [unmittelbar an der Leneffetalstraße Lindlar - Immekeppel], 27 Morgen Ackerland, etwa 15 Morgen Weiden und Wiesen insgesamt 820,- Mk. Guts-pacht. ... Die Steuern waren in der Guts-pacht enthalten. ... Wenn ich die höheren Abgaben an Zinsen zu 5% von der Kaufsumme für das Gut von 30 000,- Mk. also 1650,- Mk. jährlich an Zinsen zahlen soll, dann muß ich erklären, daß ich in kurzer Zeit ruiniert bin. Nicht allein, daß alle Preise für Produkte ungewöhnlich gesunken sind, steigen täglich die Steuern und andere Abgaben. Für einen Knecht muß ich im Jahr 720,- Mk. und für eine Magd 480,- Mk. Lohn bezahlen. Die Abgaben für Krankenkasse und Invalidenversicherung, die ja stets der Arbeitgeber zu zahlen hat, belaufen sich im Jahre auf etwa 250,- Mk. An Gutssteuern allein habe ich 394,- Mk., an Bürgersteuern 84,55 Mk. pro Jahr aufzubringen. Mein Wohnhaus ist sehr baufällig und bedarf eingehender Reparatur, die schätzungsweise nicht unter 2000,- Mk. ausführbar sein soll.“

In einem späteren Schreiben an den Kreisbauernführer geht Johann Müller auch auf die Mühle ein:

„Für meine Mühle ist ... ein Jahreskontingent von 20 to Roggen ... erteilt worden. ... Ich übe nur Umtauschmüllerei aus. Hätte ich, was für mich weit günstiger wäre, Lohnmüllerei, so ergäbe das bei einem Mahllohn von RM 1,- pro Zent-

ner RM 400,- im Jahre. Von dem Erlös habe ich Steuern, Beiträge an die Müllereiberufsgenossenschaft zu leisten und fernerhin noch ständige Reparaturen zu zahlen. Ich habe schon des öfteren beabsichtigt, den Mühlenbetrieb ganz einzustellen, wie es vor einigen Jahren mit den Mühlen in Siebensiefen, Schätzmühle [beide im Sülzetal] und Keppelmühle [im Lennefetal talabwärts] geschah, trotzdem diese eine wesentlich größere Wasserkraft als ich besaßen. Zudem schaffen die Bauern immer mehr mit elektrischen Antriebe versehene Schrottmühlen an. ... Die Bäckereien an solch abgelegenen Stellen wie meine, sind auf diese Weise dem Untergang geweiht. Bei einer Einwohnerschaft von ca. 1400 Einwohner fahren hier täglich 16 große Bäckereien mit ihren Kraftfahrzeugen ihre Kundschaft ab. Es ist somit verständlich, daß wohl kaum einer aus dem Dorf Lindlar zu meiner ca. 3 km vom Ort entfernten Bäckerei zum Broteinkauf kommt“ (GAL, s.o.).

Aber nicht nur die Pächter werden durch den „Untergang der Herren von Heiligenhoven“ hart getroffen, sondern auch diejenigen, die im Schloß in anderen Diensten gestanden hatten, wie zum Beispiel der Gutsförster, der für die Waldungen der Barone von Fürstenberg angestellt worden war:

„Ich, ..., Sohn des Gutsförsters und selbst ehemaliger Gutsförster hatte wie auch früher meine Eltern das Gut pachtfrei und auch sonst keine Abgaben zu entrichten. Ich bin seit dem 1. Mai 1903 als Förster vereidigt und angestellt worden. Durch den Verkauf von Heiligenhoven und die Verarmung der Familie von Fürstenberg wurde ich stellen- und arbeitslos.“

Kommen wir zurück zum eigentlichen Anliegen der Pächter: Weder der Landwirtschaftsminister noch der Minister für Volkswohlfahrt in Berlin, weder der Landeshauptmann noch der Landeskulturamtspräsident erweisen sich als zuständig für die Not der Pächter um Heiligenhoven. Da hilft weder die Grußformel „Ergebenst“ vor 1933 noch der Gruß „Heil Hitler“ nach 33. Es kommt nur zu geringen Zinssenkungen im Laufe der 30er Jahre und zu entlastenden Stundungen, die die Bauern über die schlechten Jahre hinwegbringen; eine nachträgliche Senkung des Kaufpreises ist aber nicht erreicht worden. Lediglich der Nachwelt wird ein Dienst erwiesen: eine reichhaltige Korrespondenz über mehr als zehn Jahre einer bewegten Zeit, eine aussagekräftige geschichtliche Quelle...



Mühle und Bäckerei
bis in die 50er Jahre:
Die Mühle
Unterheiligenhoven
im Lennefetal

An Hand des Reichsgesetzblattes vom 30. September 1933 fanden die Schülerinnen und Schüler heraus, wie man dann - in den ersten Monaten des Dritten Reiches - Bauer auf einer neu zu schaffenden Siedlungsstelle werden konnte:

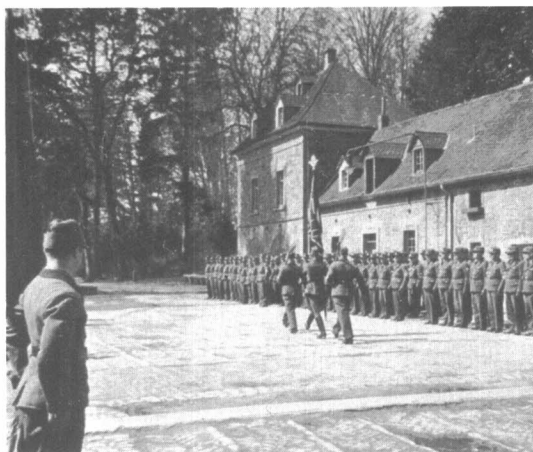
„Nach § 12 des Reichsgesetzblattes vom 30. September 1933 kann man nur Bauer auf einer solchen Siedlungsstelle sein, wenn man die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Auch § 13 weist darauf hin:

- (1) Bauer kann nur sein, wer deutschen oder stammesgleichen Blutes ist.
- (2) Deutschen oder stammesgleichen Blutes ist nicht, wer unter seinen Vorfahren väterlicher oder mütterlicherseits jüdisches oder farbiges Blut besitzt.
- (3) Stichtag für das Vorhandensein der Voraussetzungen des Absatz (1) ist der 1. Januar 1800. Ist aber zweifelhaft, ob die Voraussetzungen des Absatz (1) gegeben sind, so entscheidet auf Antrag des Eigentümers oder des Kreisbauernführers das Anerbengericht. ... Die Reichsregierung will nämlich, daß bei den Bauernhöfen auf eine gesunde Verteilung der landwirtschaftlichen Besitzgrößen hingewirkt werden soll, da eine große Anzahl lebensfähiger kleiner und mittlerer Bauernhöfe gleichmäßig über das Land verteilt werden soll, da dies die beste Gewähr für

die Gesunderhaltung von Volk und Staat bildet“ (GAL, a.a.O).

Rodung per Arbeitsdienst

Aber nun zurück nach Lindlar und zu dem Gelände zwischen Steimel und dem Hölzer Kopf, das im Volksmund heute noch „die Siedlung“ genannt wird. Wie erwähnt war das gesamte Gelände, in dem die neuen Bauernhöfe entstehen sollen, dicht bewaldet. Das Roden durch die künftigen Siedler selbst wäre kaum möglich, kommerziell wären die Rodungsarbeiten nicht zu bezahlen. So werden zunächst im Rahmen der Notstandsarbeiten arbeitslose Bürger aus Lindlar und der engeren Umgebung für die Rodungsarbeiten herangezogen. Zu Anfang des Jahres 1933 bedient man sich dann des Arbeitsdienstes, einer Organisation, zu der sich zunächst junge Männer freiwillig melden können. Die Arbeitsdienstpflicht besteht jedoch erst ab dem 1. Juli 1935, als aus der 1933 NS-Arbeitsdienst genannten Organisation der Reichsarbeitsdienst (RAD) wird. Jährlich werden zwischen 20.000 und 30.000 junge Männer vorwiegend im Wege- und Straßenbau sowie in der Neulandgewinnung als billige Arbeitskräfte und zur Verminderung der Arbeitslosenzahl eingesetzt.

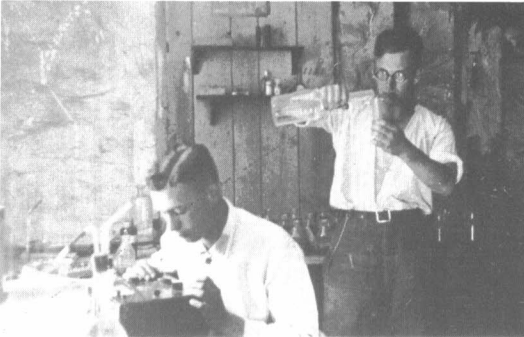




Rodungsarbeiten



„Ich bin die letzte Eiche“



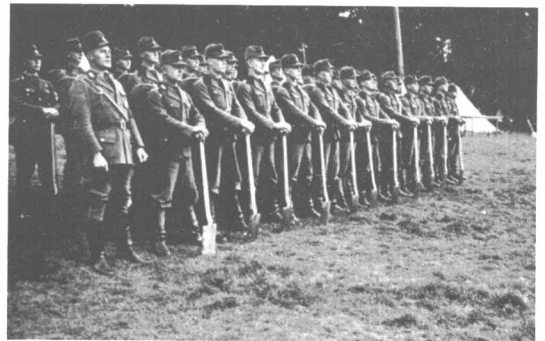
Der „Kalktrupp“ bei Bodenuntersuchungen



Kartoffellieferung für das Arbeitsdienstlager



Gang zum „Essenfassen“



Exerzieren mit dem Spaten

...aus dem Fotoalbum von Dr. Fuß, Frielinghausen
 lerdings nicht mit dem Gewehr, sondern mit dem Spaten.

Untergebracht ist der Arbeitsdienst in Lindlar ausgerechnet im Schloß Oberheiligenhoven, und zwar von 1933 - 38, als er in Baracken auf dem Falkenhof zieht. Neben „Pflegerarbeiten“ im Schloßgelände wie dem Reinigen des Wassergrabens besteht die Hauptaufgabe im Roden der Hänge bis hinauf zum Hölzer Kopf. Danach werden die Rodungsflächen von allzu starken Unebenheiten bereinigt und das Gelände drainiert. In der „Freizeit“ lernt man im Rahmen einer paramilitärischen Übung das Exerzieren, al-

Eine Truppe von drei Männern, darunter der heute noch in der Gemeinde ansässige Biologe und Arzt Dr. Fuß, übernimmt die Aufgabe, Bodenproben zu entnehmen und zu untersuchen. Die Gruppe nennt sich „Kalktrupp“, weil sie herausfindet, daß der Boden - vor allem durch den Fichtenbestand - viel zu sauer ist und dringend mit Kalk versehen werden muß.

Der Bürgermeister
 No. 3443.

Lindlar, den 18.12.1933

30

Betr. Arbeitslager Heiligenhoven. Stärke der Belegschaft ist
 191 Mann, Sollstärke 216 Mann.
 Führer des Lagers ist Feldmeister
 Müller.

Verfügung vom 14.12.1933
 I 7647

a. Die politische Einstellung der Arbeitsdienstwilligen ist nationalsozialistisch.
 b. Zeretzungsversuche im Lager sind nicht festgestellt worden.
 c. Mutwillige Zerstörung von Arbeitsgeräten sind nicht vorgekommen.
 d. Die Verpflegung der ADW ist einwandfrei.
 e. Die Schlafgelegenheiten der ADW sind gut.
 f. Die Versorgung mit Wäsche und Bekleidung ist ausreichend.
 g. Klagen über die Führung des Lagers sind nicht laut geworden.
 h. Das Einvernehmen zwischen den Arbeitsdienstwilligen und den sonstigen Organisationen der NSDAP ist ein gutes.

An den
 Herrn Landrat
 Berg.-Gladbach

Aus dem obligatorischen Bericht des Lindlarer Bürgermeisters an den Landrat



Arbeitsdienstaussweis von Dr. Fuß, ausgestellt 1935 in Heiligenhoven

Musterhöfe vollendet - aber der Führer bleibt aus

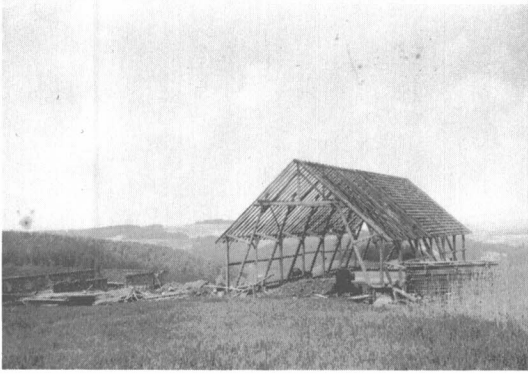
Bevor die Höfe den Siedlern übergeben werden, werden die ersten Gebäude errichtet und das Land kultiviert. Die Gebäude, das sind das Wohnhaus, die notwendigsten Stallungen und der Bergerraum. Diese Aufbauten läßt das Bauamt des Kreises Wipperfürth nach Plänen, die gemeinsam mit der Landwirtschaftsschule Lindlar erstellt worden sind, errichten. So wie sich der Viehbestand vergrößert, vergrößern oder ergänzen die Siedler diese vorgefundenen Gebäude.

Was den Boden angeht, so muß eine intensive Kalkdüngung unternommen werden, um den erwähnten sauren Boden zu verbessern. Das Material dazu stellt das Kalkwerk Bergisch Gladbach zur Verfügung. Auf vielen Flächen im Siedlungsgelände sind bis zu 60 Zentner Kalk pro Morgen erforderlich, um

den Boden zu neutralisieren. Die erste Bewirtschaftung wird von der damaligen Domäne, dem Staatsgut Falkenhof, in Zusammenarbeit mit der Landwirtschaftsschule Lindlar durchgeführt. Auf dem Ackerland werden zu 80% Getreide, fast ausschließlich Roggen und Hafer, und zu 20% Hackfrüchte, zum Beispiel Futterrüben und Kartoffeln, angebaut.

Zur „Grundausrüstung“ der Betriebe gehören vier Kühe. Nachdem der Viehbestand vergrößert worden ist, beträgt das Weideland bis zu 60%. Erst nach 1960 erfolgt die Umstellung auf Grünlandwirtschaft. Überleben können die Landwirte jedoch auf Dauer nur dadurch, daß sie die geringe landwirtschaftliche Nutzfläche durch Ankauf oder Anpachtung mit der Zeit vergrößern.

Nicht nur die Höfe selbst, sondern auch die Infrastruktur der „Siedlung“ wird bedacht. So entsteht die „Ringstraße“, die heute noch



Bau der Siedlung „Nußbüchel“ um 1932



„Einheitshof“ der Siedlung Heiligenhoven

von Voßbruch hinauf über die „Bergische Rhön“ - mit einem Abstecher nach Holz - wieder hinunter nach Unterheiligenhoven und von dort zurück nach Voßbruch führt, unter Mithilfe des Reichsarbeitsdienstes. Was die Wasserversorgung angeht, so sind zunächst alle Höfe an die Quellversorgung des Hofes Kleinweiersbach angeschlossen. Es stellt sich jedoch heraus, daß diese Versorgung nicht ausreicht. So entsteht ein Wasserbeschaffungsverband mit einer eigenen Quellversorgung, der sich fast alle Landwirte anschließen. Die Quellfassung liegt in einer Mulde im Selbergsiefen. Von dort wird das Wasser in einen höher gelegenen Wasserbehälter gepumpt und über eine Ringleitung auf die Höfe verteilt. Wie kommt man nun an einen solchen Siedlerhof?

Um eine solche Siedlerstelle kann man sich nur, wie oben erwähnt, als „deutscher Bauer“ bewerben. Neben einem ausführlichen Fragebogen, der u.a. die Herkunft und die Volkszugehörigkeit eindeutig klären soll, bekommen die Bewerber auch einen Finanzierungsplan zugeschickt: Pro Morgen „Ödland (gerodet)“ sind 250,- RM zu zahlen, bei einer durchschnittlichen Größe von 50 Morgen also 12.500 RM, an Baukosten 13.600 und für Licht und Wasserleitung 1.400 RM. Für die Gesamtsumme von 27.500 RM ist nur ein Eigenkapital von 5.000 RM erforderlich. Bei den Jahreslasten zeigt man sich wesentlich entgegenkommender als bei dem Verkauf an die ehemaligen Pächter: die ersten drei „Freijahre“ zahlt man 45,- RM, in den folgenden Jahren 675,- RM und erst ab dem 9. Jahr die volle Belastung von 720,- RM.

Landwirtschaftsrat Mosen auf dem Gelände des Eibachhofs



Die erste Ernte in der Siedlung



Blick über die



GRENZEN

Erhard Nagel

Beamish - open air museum

Ein „Industriemuseum“ ist innerhalb eines Jahrzehnts zumindest auf den Britischen Inseln zu einer Touristenattraktion geworden. Über 300.000 Menschen besuchen jährlich BEAMISH.

Das Museum erhält Auszeichnungen, nicht nur als Museum, nein, es erhält auch Preise der Touristik und des Marketings.

Wie wird das erreicht?

Flair, Nostalgie und Imagination werden gezielt eingesetzt. Es ist fast unmöglich offizielle Schriften oder Bilder zu erhalten, in oder auf denen ein Exponat nicht „belebt“ ist.



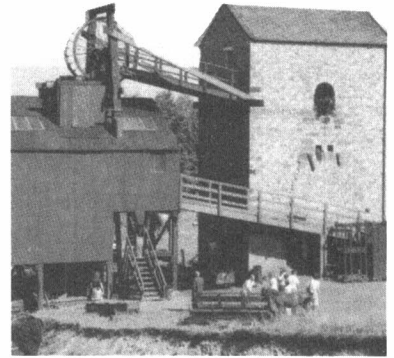
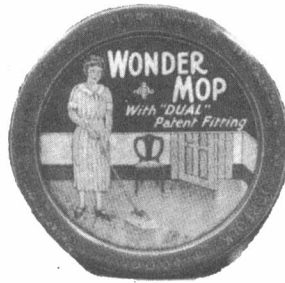
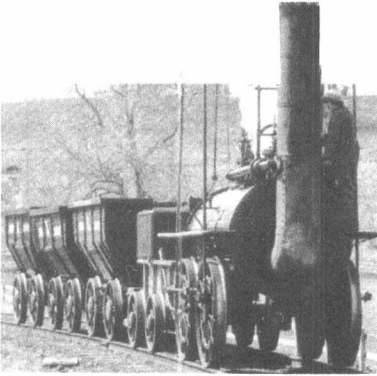
Das ist natürlich nicht museale Realität, aber zielgerichtetes Marketing. In Wirklichkeit trifft der Besucher immer nur Teile des Museumsbereiches „belebt“ an, z.B. der Musikpavillon im „Park“ der „Stadt“ bietet höchstens ein bis zweimal in der Woche ein Konzert.

Die Belebung durch Mitarbeiter führt natürlich zu „Mischbildern“. Es war lustig zu beobachten, wie sich eine „Bäuerin“ mit einem fertigen Teig ihren Weg durch eine Besuchergruppe bahnte, die es sich vor dem großen Kamin gemütlich gemacht hatte.

Nicht jeder Raum ist „belebt“.

Überwiegend schieben sich die Besucher gegenseitig durch die Räume, von den Exponaten und Mitarbeitern durch Seile getrennt.

1970 hat man in einem historischen Gebäude (BEAMISH ESTATE) begonnen. Der öffentliche Betrieb begann schon ein Jahr später. 15 Jahre lang verzichtete man auf ausgebauten Zufahrtstraßen und ausreichende Parkplatzkapazität. Erst 1986 begann man



für 2.400 PKW und 45 Busse feste Parkplätze anzulegen und das Museum erhielt ein festes (transloziertes) historisches Eingangsgebäude mit Souvenirladen. Die ganzen Jahre hatte man sich mit Baracken beholfen.

Ursprünglich hatte BEAMISH rein museale Ziele. Aber während des Wachstums entwickelten sich „nebenbei“ andere Ziele, solche wie Arbeitsbeschaffung und Umsatzsteigerung in einer Krisenregion. Nicht ohne Grund, denn Mittel aus dem EG-Regionalfond sind an Voraussetzungen und Ziele gebunden, die nicht museal sind.

Überall stößt man auf Sponsoren-“Advertising“. Das Geld für die laufenden Kosten und für die einmaligen Anschaffungen sowie für die Investitionen wird getrennt verwaltet. Ein für deutsche Verhältnisse lockeres Verhältnis zur indirekten Werbung erleichtert die Sponsorenschaft, die nicht nur die regionalen Brauereien, sondern auch Markenfirmen mit langer Tradition oder großem Namen nutzen.

Von den über 200 Mitarbeitern ist etwa ein Viertel ständig beschäftigt, ein weiteres Viertel saisonal und die Hälfte etwa auf MSC-Basis (bei uns ABM).

Es soll 4 Stunden dauern, das Museum zu erkunden. Die Zeit reicht nicht. Das liegt zum einen an den weiten Strecken zum anderen an den Menschenmassen, die sich - besonders bei Regen - durch die engen Flure der geöffneten Wohnungen und Geschäftshäuser drängen.

Dem Besucher wird bewußt Gelegenheit gegeben, die Gebäude und Häuser zu betreten,

vieles anzufassen und einiges auch zu benutzen. Das führt natürlich zu Problemen wie Materialverschleiß oder unsachgemäßer Behandlung.

Als Attraktionen gelten: Rowley Station (Bahnhof), High Street (Stadt), Drift Mine (Bergwerk), Home Farm (Bauernhof), Fulbright (Transportsammlung) und Beamish Hall (Sammlung).

Die relativ großen Entfernungen werden auf breiten Straßen/Wegen zu Fuß zurückgelegt. Es gibt eine Alternative, die intensiv genutzt wird, die den Überblick ermöglicht und in sich historisch ist: Die Tram. Sie ist natürlich wegen der großen Seitenflächen und der Beliebtheit bei den Besuchern „Wunsch Nr. 1“ der Sponsoren.

Die großen Besucherströme verpflegen sich selbst. Im direkten Umfeld gibt es keine Gastronomie. Der picknickgewöhnte Engländer vermißt sie nicht. Dennoch: Der Pub ist geöffnet und oberhalb der Einkaufskooperative ist ein riesiger Saal, der als Self-Service-Restaurant genutzt wird.

Beamish ist ein Erlebnis, Beamish ist mindestens ein ganzer Tag, Beamish war die Reise wert.

Doch das Beeindruckende ist rein optisch, wenn man in der Lage ist, sich die Besucher wegzudenken. An einem Regentag fällt das etwas leichter.

Beamish ist kein Freilichtmuseum, das Muße erlaubt, die Grenze zum Phantasia-/Disneyland ist nicht klar.

Für den Besucher ist das Erlebnis das, was bleibt. Die Information nimmt er nur mit, wenn er sie wirklich will.

Rückblick

November	1991 19.11.91	Anpflanzung des Wäldchens am Lingenbach begonnen Studenten des Volkskundlichen Seminars Münster besuchen Bergisches Freilichtmuseum
Dezember	1991 02.12.91 16.12.91 17.12.91	Anpflanzung des Wäldchens am Lingenbach abgeschlossen Dokumentarin Marion Karls beginnt ihren Dienst Demontage des Wohnstallhauses aus Windeck-Hoppengarten (s. Heft 2) abgeschlossen Bergisches Freilichtmuseum übernimmt rotbuntes Kuhgespann (Zugtiere)
Januar	24.01.92	Museumsdirektor Hans Haas stellt Bergisches Freilichtmuseum beim „Pädagogischen Frühschoppen“ in Lindlar vor
Februar	05.02.92 25.02.92 26.02.92	Studenten des Volkskundlichen Seminars Bonn besuchen Bergisches Freilichtmuseum Dr. Wolfgang von Geldern MdB zu Gast im Bergischen Freilichtmuseum (Foto) Vorstellung der Aufbauplanung 1992 des Bergischen Freilichtmuseums im Kulturausschuß des LVR
März	04.-07.03.92 06.-14.03.92 09.03.92 13.03.92 18.03.92	Lehrbaustelle der Fachhochschule Köln an der Scheune Peters im Museumsgelände Bergisches Freilichtmuseum als Leihgeber an der Internationalen Tourismusbörse in Berlin beteiligt. Gezeigt werden Teile einer Kornbrennerei aus Gummersbach-Nochen. Neugründung des Verbandes Rheinischer Museen. Bergisches Freilichtmuseum wird Mitglied. 80. Geburtstag von Vereinsmitglied Dr. Josef Gronewald, Rheinlandtaler-Preisträger Dr. Uwe Koch vom Kultusministerium des Landes Brandenburg besucht Bergisches Freilichtmuseum

*Dr. Wolfgang von Geldern, Museumsdirektor
Hans Haas und Begleitung
vor der Scheune aus Much-Reinshagen
(s. S. 40 ff.)*





„Museumsbrot“

- April**
- 18.03.92 Führung durch die Ausstellung „Sheds und Schlote“ im Rheinischen Industriemuseum, Außenstelle Engelskirchen, Dieter Braun
 - 1992 Seit Herbst 1991 wurden sieben Paten für Gärten im Museumsgelände gewonnen, die mit der Gartenarbeit begonnen haben.
 - 01.04.92 Vorstellung von Band 1 der „Materialien“ des Bergischen Freilichtmuseums: „Der erste Strom. Geschichtslehrer erforschen die Anfänge der Stromversorgung im Oberbergischen.“
 - 03.04.92 Grundsteinlegung für Bandweberhaus aus Wuppertal-Ronsdorf und Bruchsteingebäude aus Lindlar-Unterfeld im Museumsgelände
 - 11.04.92 Alter Bäckerwagen verkauft in Lindlar „Museumsbrot“ (Foto)
 - 16.04.92 Anpflanzung einer Obstwiese in der „Baugruppe Handwerk“ beginnt
 - 25.04.92 „Museumsbrot“ in Wipperfürth verkauft
 - 29.04.92 Richtfest für das Bruchsteingebäude aus Lindlar-Unterfeld
 - 30.04.92 Verein der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums begrüßt das 100ste Mitglied (s. S. 4) MV

Der Computer führt durchs Museum . . .

Museumspädagogischer Einsatz moderner Medien

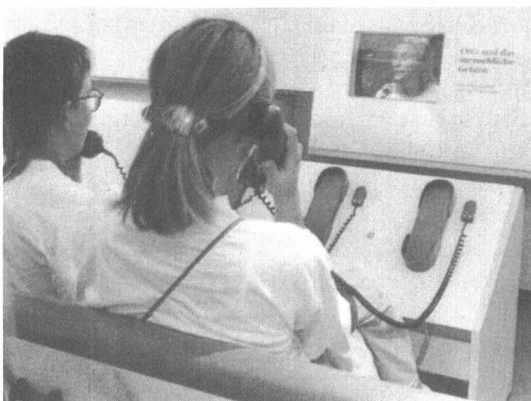
Teils murrend, teils albernd schiebt sich die Klasse durchs Foyer. „Schon wieder ins Museum! - Wie lange bleiben wir? - Hoffentlich müssen wir keine Arbeit darüber schreiben?“, kann man aufschnappen. Plötzlich Unruhe, laute Rufe, Rennen. „Otto! - Hey, guck' mal, Pumuckel! - Compuuter!!!“ Eine Klasse wandelt sich im Nu in emsige, höchst konzentrierte Arbeitsbienen an Bildschirmen und Kopfhörern. München, Schloß Nymphenburg, 2.11.1991, 11.15 Uhr. Schüler einer 5. Klasse besuchen das „Museum Mensch und Natur“. Eindrucksvoll zeigt sich, wie attraktiv und motivationsfördernd moderne Medien in einem Museum auf Schüler wirken können.

Auch das Bergische Freilichtmuseum will Kultur und Natur des Bergischen Landes zielgruppenorientiert und sachgerecht vermitteln. Die Schwerpunkte: Ökologie und Umweltschutz, Sozialgeschichte und bäuerlich-handwerkliche Kultur. Wenngleich vieles im Freilichtmuseum durch Anschauung deutlich wird - an dieser Stelle sei nur auf das historische, ländliche Bauen und Arbeiten in Handwerk und Landwirtschaft hinge-

wiesen - so bedarf es doch in vielen Fällen spezieller didaktischer Erläuterungen. Hierzu können unterschiedliche Medien Verwendung finden, die dazu dienen, materiell nicht erkennbare historische Phänomene wie Abhängigkeiten von Obrigkeit und Naturgewalten, Krankheit, Hunger und Armut, Kriege und Geisteshaltungen zu verdeutlichen.

Zur Vermittlung dieser Inhalte werden in den letzten Jahren neben den klassischen Informationsträgern (Bild- und Schrifttafeln, Handzettel, Dia- und Filmprojektionen und Tonträger) zunehmend die modernen Medien in Form von Computern, Videoclips, Bildplatten und Infrarotanlagen installiert.

Ist der Computer als Arbeitsmittel bei Bürokommunikation und wissenschaftlicher Dokumentation nahezu unentbehrlich geworden, so steckt sein didaktischer Einsatz im Besucherservice noch immer in den Kinderschuhen. Diese medialen Hilfsmittel können und sollen nicht nur in Info-Zentren als Grundinformation zu Beginn eines Besuches, sondern im Medienmix an diversen Orten während des gesamten Rundgangs zum Einsatz kommen. Der eindeutige Vorteil der neuen Medien kann in ihrer interaktiven, d.h. den Besucher in ein Frage-Antwort-Spiel ziehenden Ausrichtung liegen. Die individuelle Variationsbreite ist groß und läßt bei Benutzung Gestaltungsfreiräume. Besonderen Wert gewinnen diese Medien für den großen Kreis der Individualbesucher, die keine Führung in Anspruch nehmen möchten oder können.



Videos erklären Inhalte, Museum Mensch und Natur, München

Erfahrungen in anderen Museen sind äußerst hilfreich und weisen zum Teil beachtliche Erfolge auf, zeigen aber gleichzeitig auch Schwierigkeiten und Grenzen dieser neuen Techniken. So wurde bereits 1986 im naturkundlichen „Senckenberg-Museum“ in Frankfurt am Main das digitale Medium Bildschirmtext mit einem Pilotprogramm („Wie ein Fisch im Wasser“) unter wissenschaftlicher Begleitung von Prof. M. Eisenbeis zu den Themen Lebensraum, Wasser, Ökologie des Mains usw. erfolgreich eingesetzt. Nicht zuletzt die überraschend einfache Bedienung trug zum Erfolg bei. Besonders jungen Besuchern fiel die Nutzung aufgrund ihrer Vorkenntnisse und der Faszination des Computers leicht.

Das ebenfalls in Frankfurt gelegene, neueröffnete „Jüdische Museum“ hat die mediale Vermittlung fast gleichwertig zu persönlichen Führungen in den Mittelpunkt seiner Didaktik gestellt. Schon im Eingangsbereich bietet sich ein Bildschirm-Stehpult an, an dem der Besucher nach persönlicher Gewichtung das Museum vorab erschließen kann. Weiterhin können beispielsweise liturgische Begriffe an mehreren Personalcomputern lexikalisch abgefragt und durch einfache Befehle ausgedruckt werden. Dies geschieht in einem Raum, der alte und wertvolle Bücher präsentiert, die dem Besucher ansonsten unzugänglich blieben, deren Inhalt sich nun jedoch nach individuellem Interesse erschließen läßt. Ununterbrochene Videoschleifen, also eine „Dauerberieselung“, werden dagegen kaum wahrgenommen und wirken - so lehrt dieses Frankfurter Beispiel - zudem bei Führungen sehr störend. Video- und Bildplatten-Demonstrationen erfordern zudem häufige Wartungen, während der Einsatz von PCs mit Druckern sich bei weitem nicht so störanfällig zeigt.

Hervorragend genutzt und in faszinierender Kombination verbunden sind die modernen und klassischen Medien im „Museum Mensch und Natur“ in Schloß Nymphenburg in München. Dieses Museumsprojekt,

aufgrund fehlender finanzieller Mittel von den Ausstellungsmachern als „mittelfristige Zwischenlösung“ vorgestellt, weist einer interaktiv ausgerichteten Didaktik bestimmende Funktion zu. Man streift durch die abwechslungsreich gestalteten Ausstellungsräume und hat nahezu an jeder Stelle die Möglichkeit, in kurzweiliger Weise Daten abzurufen bzw. spielerisch Informationen zu erhalten. Diese sind sowohl für jüngeres wie auch für älteres Publikum gleichermaßen zugänglich. Hierbei werden nicht nur durch Videos mit Kopfhörern und Computerspiele, sondern auch durch einfache mechanische Dreh- und Kippbilder Kenntnisse vermittelt. Bekannte, motivationsverstärkende Medienfiguren, wie Meister Eder und sein Pumuckel und der Ostfrieße Otto, werden ebenso in witziger Art genutzt. Längere Filme, die eine höhere Aufmerksamkeit erfordern, werden wieder in größeren, dunklen, kinoartigen Räumen angeboten und nutzen somit die heute neuerwachte Faszination der Leinwand. Durch die vielfältigen und abwechslungsreichen Medieneinsätze vermißt man eine personengebundene Führung kaum.

Im Bergischen Freilichtmuseum in Lindlar nehmen Führungen allerdings eine wichtige Stellung ein. Eine wesentliche Form der Vermittlung wird die unmittelbare Anschauung

Modernes Blättern in alten Büchern, Jüdisches Museum, Frankfurt

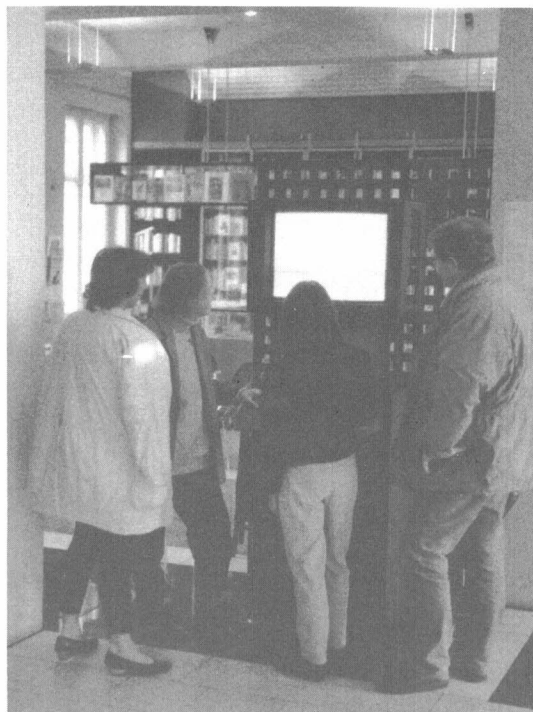


und Erläuterung der Arbeiten in Haushalt, Handwerk und Landwirtschaft sein. Die Möglichkeiten, an diesen Tätigkeiten teilzuhaben und selbst Dinge herzustellen, wird schon jetzt - vor einer ersten Teileröffnung - geboten. Doch weiß der Besucher, wenn er in Zukunft vom Parkplatz kommend das Info-Zentrum betritt, nicht, welche Aktionen und „Mitmach“-Programme ihn der Jahreszeit entsprechend erwarten. Hierfür soll ein Computer als „automatisierter Wegweiser“ die individuellen Interessen der Besucher abfragen und in Form eines Ausdrucks Hinweise zum Rundgang geben. Zusätzlich werden die oben genannten modernen Medien in einzelnen Häusern installiert, um Hintergrundinformationen zu Ökologie und Umweltschutz, Sozialgeschichte und Volkskunde zu bieten.

Diese Pläne dürfen allerdings nicht zum Selbstzweck werden. Der Einsatz von Computern soll persönlich-menschliche Unter- richtung nicht überflüssig machen, sondern

informativ unterstützen. Es ist zu beachten, daß bei der Benutzung von Computern eine hohe Aufmerksamkeit erzielt wird. Der Besucher erwartet die Möglichkeit, quasi in einer „Zeitmaschine“ in die Vergangenheit oder in die Zukunft zu reisen. Obwohl vertiefte Kenntnisse über die Vergangenheit (und auch Angebote für die Zukunft) vermittelt werden, kann es eine Zeitreise natürlich nicht geben. Entwicklungen wie „Cyber-Space“ (fiktive Welten durch Computersimulationen) lassen zwar ungeahnte Möglichkeiten erwarten, können jedoch unmittelbaren Erfahrungen im Museumsgelände nicht ersetzen.

Moderne Medien müssen jedoch sinnvoll im Rahmen der didaktischen Konzeption in den Vermittlungsprozeß eingebaut und den Erwartungshaltungen der Besucher entsprechend berücksichtigt werden. Aufgabe der Museumspädagogik muß es sein, zu verhindern, daß das Museum zur Spielhölle verkommt.










Pädagogen des Bergischen Freilichtmuseums suchen ihren persönlichen Weg durch die Ausstellung, Jüdisches Museum, Frankfurt

Bei Tante Clara in den gekuckt zu

..... Geheimnisse aus Bergischen Küchen

Auf Tante Claras Bauernhof fielen in jedem Frühjahr viele Eier an, denn ihre Kühner waren um Ostern herum immer ganz besonders produktiv. Da die Tante dann die Eier nicht alle verkaufen konnte und in der Regel auch einige Milchlieferantinnen (Ziegen, Schafe usw.) "melk" wurden, gab es zu dieser Zeit einen ganz besonderen Brotbelag bei unserer Tante:

Eierkäse

-  ● 10 Eier (große Kühner) oder 5 Gänseeier
 -  ● 1½ Liter Milch (sehr gut schmeckt hier Ziegen- oder Schafsmilch)
 -  ● 1 Prise Salz
 -  ● 1 Prise Zucker ● ggf. Zimt u. Zucker
- wenn der Eierkäse pikant sein soll:
-  ● 100g kleingewürfelter durchwachsener Speck
 -  ● kleingewiegte Gastenkräuter nach Belieben
 -  ● Pfeffer und Muskat

Tante Clara gab alle Zutaten in eine Emailschüssel, die genau in einen großen Kesseltopf passte, rührte alles gut mit einem Schneebesen durch und kochte die Masse im Wasserbad, bis sie geronnen war. Dann wurde das Ganze in eine spezielle Eierkäseform (ein Henkeltopfform-ca 2l- aus Ton mit Löchern), die mit einem Gazetuch (Windel) ausgelegt war und in einer Schüssel stand, geschützt, abgetropft und in der kühlen Speisekammer erkalten gelassen. Dies alles geht auch mit einem einfachen Haarsieb sehr gut. Ist der Käse kalt wird er umgestülpt und in Scheiben geschnitten auf Schwarzbrot gegessen. Süß schmeckt es mit Zimt + Zucker.



LESERBRIEFE . . .

Am Kartäuserwall

Als ich in Ihrer Zeitschrift das Bild vom Kartäuserwall aus dem Jahre 1863 sah, da hätte ich noch viel zu sagen können. Da ich 1920 in diesem Viertel geboren wurde, habe ich einiges bewußt erlebt, vieles aus älteren Zeiten hat mir mein Vater erzählt, der kurz nach der Jahrhundertwende von Euskirchen nach Köln zog. Als Polsterer und Dekorateur hatte er oft Gelegenheit, vor allem auch die Villen der reichen Kunden zwischen Sachsenring und Volksgartenstraße von innen zu sehen. Diese sogenannte Neustadt war ja zu Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden. Dagegen sieht man auf dem erwähnten Foto vom Ring Richtung Innenstadt, also auf das Arbeiterviertel. Zu meiner Zeit waren Stollwerck, Guilleaume und Heitmanns Farben die größten Fabriken dort. Ich kann mich erinnern, wie ich mittags die Fabrikarbeiterinnen mit ihren blauen Kitteln und Kopftüchern beobachtete. Fa-

milie Heitmann wohnte allerdings nicht in der „Neustadt“, sondern lebte in einem Patrizierhaus in der Josefstraße. Sie hatten schon ein Auto mit Chauffeur, das einzige in der Straße, eine große Sensation für uns Kinder. Ein Mitinhaber der Firma Heitmann wohnte in der Straße „Vor den Siebenburgen“ und war Konsul von Litauen. Ich erinnere mich daran, daß mich besonders die überall im Haus verteilten Teppiche faszinierten. Bei dem großen Luftangriff auf Köln am 29. Juni 1943 ist das ganze Viertel in Schutt und Asche gefallen. Nach dem Krieg entstanden hier ein Schulviertel, Gebäude der Post und der evangelischen Kirche sowie der Durchbruch der Nord-Süd-Fahrt.

- So hat sich das Stadtbild in der Kölner Südstadt verändert!

Luise Klein, Köln

„Des Seilers Tochter“

„Siehst du, dort ist der Baum, wo siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen: setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ Wohl die meisten Kinder werden im hier zitierten „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“ das erste Mal die Redewendung von des „Seilers Tochter“ kennengelernt - und sich nichts weiter dabei gedacht haben. Anders sieht das allerdings aus, wenn der eigene Vater Seiler ist...

Nicht nur von ihrem Erschrecken beim Lesen von Grimms Märchen konnte Frau Hildegard Schaukowski, die die Seilerei ihres

Vaters 1986 dem Bergischen Freilichtmuseum übergab (s. Heft 2, S. 6-10), berichten, sondern so auch „trockene“ Geschichte mit Leben füllen. Sie erinnerte sich daran, wie sie im Winter in der warmen Küche beim Spleißen der Seile half, oder an ihre kindliche Faszination darüber, daß es in der elterlichen Seilerbahn auch im Sommer einen „Schlitten“ gab, der hier den sog. „Ausziehwagen“ ersetzte.

Als Handwerksgeselle war ihr Großvater Alexander Schaukowski von seiner Heimatstadt Thorn aus „auf die Walze“ gegangen und so ins Bergische gekommen. In Lennep, wo er in einer Seilerei Arbeit fand, heiratete er die Tochter eines Schreiners. Da zwei Sei-

Bergisches Freilichtmuseum
Redaktion "Freilichtblick"
z. H. Herrn Becker
Pollenhofstr. 19 - 21

5253 Lindlar

Ihr Zeichen	Ihre Nachricht	Unser Zeichen	Durchwahl	Datum
		Blu/sa	(06081) 588 55	24.02.92

Sehr geehrter Herr Becker,

im Rahmen des Schrifttauschs erreichte uns kürzlich Heft 2 des "Freilichtblicks", in dem Sie einen kurzen Bericht über die Exkursion Ihres Fördervereins geben, der Sie auch in das Hessische Freilichtmuseum führte.

Leider habe ich den Hessenpark in Ihrem Bericht nicht ganz wiedererkannt. Ohne über die Konzeption unseres Museums, zu dem neben dem vorgelagerten kleinstädtischen Marktplatz ja schließlich auch noch fünf regionale Baugruppen gehören, ein Wort zu verlieren, liefern Sie einige Pauschalurteile, die ich zwar schon wiederholt gelesen habe, die deshalb aber nicht richtig sind. Daß unsere drei Lädchen den Eindruck einer starken Kommerzialisierung erwecken sollen, kann ich mir nicht vorstellen, und daß "Sponsoren offensichtlich in den von ihnen geförderten Bauten umfangreich für ihre Firma werben", ist schlichtweg falsch.

Ich will nicht abstreiten, daß es bei uns auch Schwierigkeiten gibt - in welchem Freilichtmuseum gäbe es die nicht. Daß sich Freilichtmuseen immer auf dem schmalen Grad zwischen historischer Dokumentation und folkloristischer Fassade bewegen, stellt nicht nur im Hessenpark für die Museumspädagogik eine Erkenntnis dar, die bei jeder einzelnen Veranstaltung - von der Führung bis hin zum mehrtägigen Projekt - neu überdacht werden will.

Meines Wissens ist Ihr Förderkreis bei seinem Besuch hier nicht von einem unserer Mitarbeiter geführt worden. Sollte sich die Gelegenheit wieder einmal ergeben, mache ich Ihnen den Vorschlag, sich vorher kurz mit mir in Verbindung zu setzen. Vielleicht ist es mir möglich, zumindest einige der offensichtlich aufgetretenen Mißverständnisse auszuräumen.

Ansonsten wünsche ich für den weiteren Aufbau des Bergischen Freilichtmuseums alles Gute und verbleibe

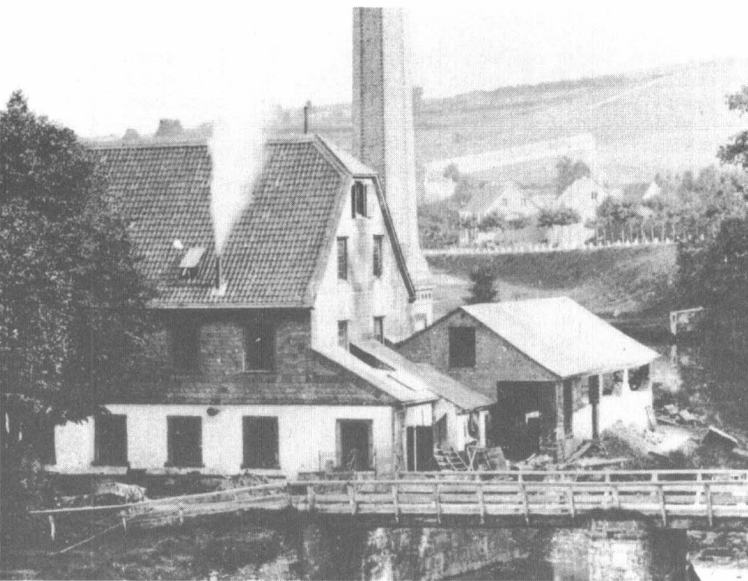
mit freundlichen Grüßen


(Bernd Blumenthal, M.A.)
- Museumspädagogik -

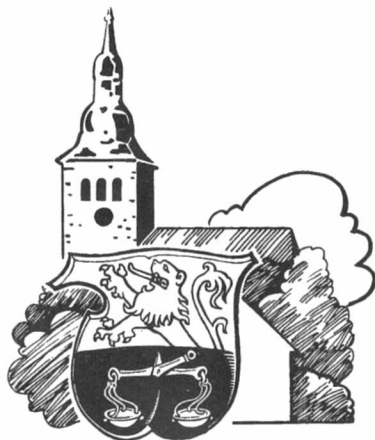
lereien an einem Ort nicht existieren konnten, zog das junge Paar nach Wipperfürth, um sich dort selbständig zu machen. Hier beschäftigte Schaukowski dann selbst wandernde Gesellen, die im oberen Stockwerk des Lagerhauses der Seilerei untergebracht wurden. Erste Anlaufstelle für „Handwerksburschen auf der Walze“ war jedoch die Herberge (heute „Penne“) am Wipperfürther Marktplatz. Wurden Arbeitskräfte gebraucht, gab man dem Wirt Nachricht: „Wenn du einen Seiler bei dir hast, schick ihn zu mir.“

Übrigens zeigt das in Heft 2 auf Seite 8 abgedruckte Foto nicht (wie in der Bildunterschrift zu lesen) Alexander, sondern seinen Sohn Ernst Schaukowski. Und bei der Abbildung der Seilerei selbst kann die Datierung noch weiter präzisiert werden: Die Aufnahme stammt aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, da dieser Vorgängerbau Ende des Jahrzehnts abgebrannt ist.

Um gegen die Konkurrenz der großen Seilfabriken bestehen zu können, baute Ernst Schaukowski nach Übernahme des väterlichen Handwerksbetriebs einen Großhandel in Seilerwaren auf. War der Beitrag über die Seilerkolonie „Theodorshöhe“ zunächst deswegen in Heft 2 aufgenommen worden, weil ein Zusammenhang zwischen handwerklicher und industrieller Seilerei nahe liegt, so hat sich diese Vermutung nun im Gespräch mit Frau Schaukowski bestätigt: Neben eigenen Produkten wurden in Wipperfürth u.a. auch solche der Kölner Fabrik Felten & Guillaume vertrieben. Die Tochter erinnert sich: „Wenn dann die Garbenbänder angeliefert wurden, stapelten sie sich vor dem Haus hoch bis zum halben Fenster. Die Bänder waren rot und grün eingefärbt, damit die Mäuse sie nicht zerbissen und die Garben auf den Feldern nicht auseinanderfielen.“ Vielleicht eine etwas ungewöhnliche Form „chemischer Schädlingsbekämpfung“... MV



Zum Thema „Seilerei“: ein Leserbrief von Erich Kahl, Wipperfürth. Seine Anmerkungen stimmen mit denen von Frau Schaukowski überein (s.o.). Darüber hinaus: Auf Seite 31 in Heft 2 ist der „Müllershammer“ und nicht der „Oelchenshammer“ gezeigt. Herr Kahl überließ uns das abgedruckte Foto, herzlichen Dank! Die Aufnahme entstand zwischen 1881 und 1889 und zeigt die Textilfabrik C. & E. Hamm in Wipperfürth. Im Hintergrund Alexander Schaukowskis später abgebrannte Seilerei am Pottweg (heute Ringstraße). Weitere Anregungen jederzeit willkommen!



Ihr Freizeitziel.

Lindlar

im Naturpark
Bergisches Land

Familienfreundlicher Ferienort (30 km von Köln) mit Freizeitpark, 200 km Wanderwege, Grillhütten, Hallenbad mit Wasserrutsche, Abenteuerspielplatz, Jugendherberge, Planwagenfahrten, gemütliche Restaurants und preiswerte Unterkünfte.

„Ferien auf dem Bauernhof“, sowie Urlaub im Schloß möglich.

Verkehrsamt Lindlar · Postfach 1120 · 5253 Lindlar · Telefon 02266/9667

Restaurant - Hotel *» Zum Holländer «*

Wir bieten dem Gast:

Modern eingerichtetes, gutbürgerliches Speise-Restaurant (eigene Metzgerei).

Gemütliche Gesellschaftsräume bis 50 Personen.

Moderne Zimmer mit Dusche/WC, Telefon und Fernseher.

Außerdem haben wir eine rustikale »Tenne« mit überdachtem Grillplatz zum Feiern. Das Essen richten wir nach den Wünschen unserer Gäste aus.

Voranmeldung erbeten.

Eine besondere Spezialität: **Wild- und Lammgerichte aller Art.**

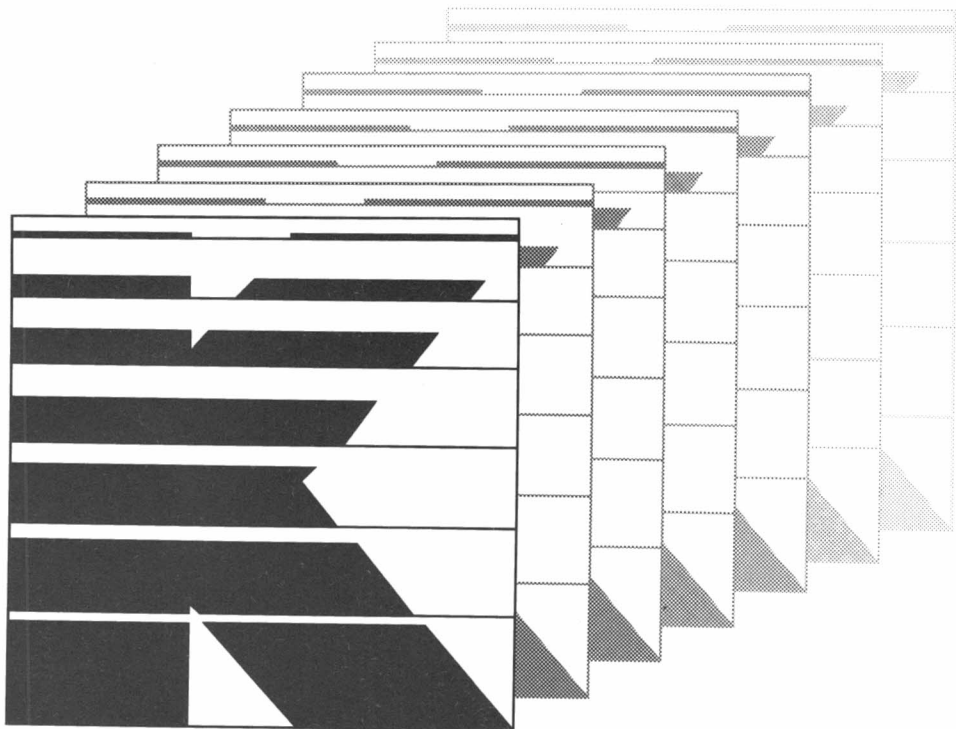
Unser Haus befindet sich in unmittelbarer Nähe des verkehrsberuhigten Ortskerns.

Sonnabend Ruhetag.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Familie Hartkopf

Kölner Straße · 5253 Lindlar · Telefon (0 22 66) 53 83 + 66 05 · Telefax (0 22 66) 4 43 88



Das Signet der Kulturstiftungen der Kreissparkasse Köln

Wir kümmern uns um mehr

Die Kreissparkasse Köln und ihre Kulturstiftungen

Natürlich sind wir in erster Linie für die Wünsche unserer Kunden da. Aufgaben, denen wir uns mit aller Kraft und großem Erfolg widmen. Doch auch der Kulturförderung in unserer Region haben wir uns mit ganzem Herzen verschrieben.

Bei edlen Vorsätzen möchten wir es deshalb auch nicht bewenden lassen: 1983 und 1984 gründeten wir drei Kulturstiftungen mit einem Kapital von insgesamt 22 Millionen Mark. Sie alle kümmern sich um die Kulturarbeit im Geschäftsgebiet der Kreissparkasse Köln. Knapp acht Millionen Mark haben die Kulturstiftungen bisher aufgewendet um

Traditionen zu bewahren. Musik, Literatur, darstellende Kunst sowie Heimatkunde und Denkmalschutz fördern wir im Kölner Umland. In Köln beschäftigen wir uns natürlich auch intensiv mit Heimatkunde und Heimatpflege. So unterstützt unser Haus seit Jahren das Händchen-Theater, den Zoo und das Kölnische Stadtmuseum.

Uns macht die Arbeit viel Spaß. Doch viel wichtiger: Auf diese Weise können wir bei jung und alt das Interesse für die Kultur wecken und mit vielseitigen Angeboten aufwarten. Unser Engagement gilt nicht nur für Heute. Auch in Zukunft können Sie auf uns zählen.



Kreissparkasse Köln

Tradition und Zukunft

Gefördert von der Kreissparkasse Köln